Aus den Kriegstagen 1870.

Von

Georg Friedlaender.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
Bessersche Buchhandlung.
1886.

Aus den
Kriegstagen
1870.

Von

Georg Friedlaender.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung).
1886.

Theodor Fontane

zugeeignet

Kapitel I.

Die ersten Kriegsgefangenen in Spandau.

Die alte Thurmuhr von Sankt Nicolai kündete laut und feierlich die zehnte Stunde. War es doch auch kein gewöhnlicher Augustmorgen für Spandau, denn die alte Havelfestung sollte heute die Ehre haben, die ersten französischen Kriegsgefangenen aufzunehmen. Noch prangten die Straßen im Flaggenschmuck für Weißenburg, Spichern und Wörth, und schon waren die ersten Turkos und Zuaven unterwegs, neugierig an ihrem Bestimmungsort erwartet. Von mir aber, der ich damals in Spandau stand, noch ganz besonders erwartet.

Nichts ahnend war ich vom Morgendienst nach Hause gekommen: da lag ein Kommandanturbefehl auf dem Tisch, wonach der Lieutenant Fr. sich auf dem Bahnhof melden und den ersten für Spandau bestimmten Transport französischer Kriegsgefangener in Empfang nehmen sollte.

Der Bahnhof selbst war abgesperrt, denn große Menschenmengen wälzten sich zu dem ungewohnten Schau-

spiel heran. Auf dem einsamen Perron aber stand schon der langjährige Kommandant von Spandau, General v. Str . . . ., umgeben von seinem kleinen Stabe und unterbrach meine Meldung mit der lächelnden Frage: „Kennen Sie den Major Hufeland im Invalidenhaus?" Und ehe ich's noch bejahen konnte, fuhr der General mit Wohlwollen fort: „daß dieser alte Freund ihm geschrieben, ich stände jetzt beim „Schwamm" in Spandau, hätte auf dem Berliner Collège französisch gelernt und würde ihm dadurch wohl von Nutzen sein können. Er gestehe, daß ihm sein Französisch in den langen Jahren abhanden gekommen und daß es bei den wenigen Herren seines Stabes damit ebenfalls nicht glänzend bestellt sei. Ich möge nun Alles machen!" Damit gab er mir ein kleines Buch, in welchem französische Kommandos stehen sollten, — doch ehe ich Alles recht begriffen, ertönte schon ein Pfiff und ein langer Extrazug brauste heran. Und nun hielt er. Ein Offizier in Helm und Schärpe stieg aus und meldete die Ankunft der Kriegsgefangenen. Dann trat er salutirend zurück. Eine Weile blieb nun Alles wie verlegen still. Dann aber öffneten sich die Koupés und gewährten einen Einblick in ihr Inneres.

Mein erstes Gefühl, — fast mehr noch als die Verwunderung über die fremdartige, meist schwarze Gesellschaft — ging in die Nase. Es roch so süßlich! Und jeder, der in Preußen gedient hat oder nur einmal im unvermeidlichen Taktschritt einer aufziehenden Wache nach-

gefolgt ist, wann oder wo es auch gewesen, der kennt jenen merkwürdigen Kommißgeruch, dessen Ursprung und encyklopädische Zusammensetzung nicht ergründet, der aber von jeder Truppe unzertrennlich ist. Nun roch es süßlich!

Allmählich, aber sehr allmählich, entleerten sich nun die Waggons. Da kamen sie heraus, die tagelang gefahren waren, alle die Turkos, Zuaven, Chasseurs d'Afrique und Linien-Infanteristen. Sie fröstelten sämmtlich. Nur wenige zeigten eine sichere Haltung und militairisches Wesen; weitaus die meisten und darunter manche mit leichten Wunden schleppten sich matt und mühsam auf den Perron und lagerten sich hier sofort in Gruppen. Da waren Schwarze mit deutlichem Negertypus, braune, gelbe, alte und ganz junge Soldaten aller Grade, kranke und gesunde: alle aber in defekter Montirung und sämmtlich in gedrücktester Stimmung. Von Ordnung keine Spur. Niemand harrte des Kommandos, Niemand zeigte Theilnahme. Offiziere waren nicht darunter, wohl aber Sergeants-Majors, durch Goldlitzen an den Aufschlägen zu unterscheiden.

Es dauerte lange bis sich die Leute aus dem Zuge herausgewälzt hatten, denn anders konnte man die langsam schwerfällige Art nicht nennen, mit der die Gefangenen ihrer Eisenbahnhaft entstiegen. Ueberrascht und betroffen sahen wir zu; dann ging der leere Eisenbahnzug zurück, und da lagen und standen nun die Franzosen, in ihrer Mitte der freundliche Kommandant von Spandau, mit

seinem spitzen Schnurrbart über dem lächelnden Munde und der ihm eigenen Halsbewegung, gleichsam als inkommodire ihn noch der hohe, steife Uniformkragen, der ihn à la mode von Friedrich Wilhelm III., in seiner Jugend auch wirklich genirt hatte. So stand er da, der erstaunte General, umgeben von bunten, theilnahmlosen Gruppen, von Schwarzen, die auf den gekreuzten Beinen saßen, von fröstelnden, furchtsamen Fremden.

Das Nächste, was jetzt zu thun war, war meine Sache! Zuerst Ordnung und dann Bewegung.

Ich trat daher an einen intelligent aussehenden, weißen Turko heran, der aus aller Kriegsnoth einen Rest von reichlichen Papiermanschetten für seine blaue Jacke herausgerettet hatte. Seine Eitelkeit mußt' ich zu nutzen suchen.

»Votre nom?«

»Paul Caze de la Noue. Je suis de Paris.«

»Mais pourtant Algérien?«

Und seine wortreiche Entgegnung bestätigte den Eindruck, daß er eitel und etwas Taugenichts, aber hier sehr brauchbar sei. Für den Augenblick wurde er also mein Adjutant und Feldwebel. In großer Schnelligkeit wurden escouades, d. h. Korporalschaften gebildet; der Bahnhofsrestaurateur gab Papier und Bleistift und als die guides d'escouades mir ihre eilig aufgeschriebenen Namenlisten überreichten, da kam so etwas wie militairischer chic in die Sache.

Aber auch nur wie etwas!

Das verbürgten schon die Namen, denn von all' den Ajali-ben-Mohamed, Moustapha-ben-Brahim, Abdelkader-ben-Méda, Abdallah-ben-Rebad, Aresky-ben-Garbi, Mohamed-el-Abessy, Elimno-Nordadi, Djabellah-ben-Ahmed war ein wirklich militairischer Geist nicht zu erwarten. Außer solchen Zuaven und Turkos, oder wie sie sich lieber nannten »tirailleurs d'Afrique«, waren aber unter den ersten Kriegsgefangenen nur wenig chasseurs und troupes de ligne.

Ich ging nun an jede escouade heran, setzte die schnell erwählten Korporalschaftsführer zu Vorgesetzten ein und befahl das Wegwerfen der Cigaretten und Innehalten mit dem Zuckerlutschen, denn ich fürchtete von dieser merkwürdigen Vorliebe der meisten algerischen Truppen eine zu geräuschvolle Theilnahme der Spandauer Straßenjugend, die schon mächtig herandrängte. Demnächst also Bewegung.

Die escouades standen sämmtlich nebeneinander. Ich stellte mich also schnell entschlossen vor die Front, kommandirte überlaut »Fix!«, d. h. „Stillgestanden" und dann auf gut Glück: »à droite, marche!« Der Wurf war gelungen: die Truppe marschirte. Wie ist eine andere Frage. Der General, lächelnd, wie immer, ging auf dem Trottoir; ebenso sein Stab.

Spandau aber staunte; denn wo sonst der feste Tritt strammer Gardisten ertönte, wo Alles den gutpreußischen Drill verräth, ging nun ein Zug bunter und schwarzer Gesellen; statt der lauten Kommißstiefel leise Gamaschen-

schuhe, weite weiße Pluderhosen, breite rothe Gürtelbinden, hellblaue Schnürenjacken, und anstatt der Pickelhaube der Turban oder Fez auf dem Kopf. Das war nicht nur in der märkischen Havelfeste, das war überall in Deutschland neu!

So ging der wunderliche Zug den weiten Weg durch die Stadt bis weiter hinaus zur Festung. Hier, am Thor der Citadelle, verließen uns die nicht militairischen Begleiter und wir traten in den Festungshof, von dessen Wällen die Damen des Kommandanten nicht weniger neugierig auf die Ankömmlinge hinabschauten.

Bei der nun folgenden Aufnahme des Nationale und Internirung der Gefangenen stellte es sich als unabweisbar heraus, die algerischen von den französischen Soldaten zu trennen: die letzteren motivirten diese Forderung aus sehr einleuchtenden, in der Natur der Afrikaner liegenden Gründen. So wurde denn eine neue Dislocirung vorgenommen und einerseits die Vorderschanze, gegenüber dem Bahnhof, andrerseits die Burgwallschanze, dicht an der Berliner Chaussee, bezogen. Damit trat dann eine Ruhe ein, deren die Gefangenen wahrhaft bedurften. Waren auch nur wenige darunter, die gleich ins Lazareth mußten, so galt es für andere Leichtverwundete doch wenigstens einiger Pflege in ihren Kasematten, und Schlaf und Ausruhe für alle die Vielen, die auf die Frage nach ihrem Befinden nur immer antworten konnten: »Oh, mon lieutenant, quelle peine! — Nous sommes malades de fatigues.«

Und das war wohl zu glauben. War doch noch Niemand bisher in so kurzer Zeit aus dem Herzen von Algerien nach Spandau gereist, wie diese Truppe, die in pünktlichen Anschlüssen unablässig gefahren und nur kurze Zeit ausgestiegen war, um in einer raschen Schlacht den Siegern in die Hände geliefert zu werden.

Diese humoristische Thatsache sollte sich nämlich bald herausstellen.

Mohamed-ben-Abdallah war zwar der Schwärzesten und Häßlichsten einer, doch glänzte in seinen Augen eine Spur höherer Bildung. Diese Ueberlegenheit hatte ihm wohl auch zu der Charge eines sergeant fourier verholfen und so genoß er eines gewissen Ansehens unter seinen Mitgefangenen. Er schrieb fließend arabisch und äußerte bald nach der Ankunft den Wunsch, diese bei seinen Landsleuten nicht gewöhnliche Eigenschaft seinem preußischen Vorgesetzten zu zeigen. Während die Kameraden ihm also die stoffreiche Gürtelbinde und die Leinwand seiner Gamaschen wuschen, ließ ich ihn die Geschichte seines Kriegslebens niederschreiben und in dieser Niederschrift erzählte Mohamed-ben-Abdallah nunmehr tagebuchartig, wie er im detachirten Militairposten Géryville in Garnison gestanden habe, dort mobil geworden und in beschleunigten Märschen nach Saïda marschirt sei, um die Eisenbahn nach Oran zu erreichen. Dann sei es in eiliger Fahrt nach Algier gegangen. Hier habe ein schnelles Dampfschiff klar zur Abfahrt gelegen; auf diesem seien sie sofort eingeschifft

worden und hätten die lange Seefahrt nach Marseille in kurzer Frist gemacht. In Marseille aber seien sie ohne Aufenthalt wieder in einen Extrazug gesetzt und in langer, aber schneller Fahrt über Lyon, Dijon und Straßburg immer weiter befördert worden, bis sie endlich auf einer kleinen Station, deren Namen Mohamed nicht angeben konnte, ausgeschifft und nun drauf los marschirt wären. Man hätte ihnen überall gute Worte gegeben, auch gesagt, daß sie in die Avantgarde gehörten und so schnell als möglich vorwärts müßten. So seien sie denn rastlos marschirt, hätten plötzlich schießen gehört und bald selbst geschossen, ohne eigentlich ihre Feinde erblickt zu haben. Dann seien sie ohne viel Zeitverlust geschlagen und gefangen genommen und sehr bald darauf wiederum auf die Eisenbahn gesetzt worden. Ueberall mit Jubel begrüßt, kämen sie jetzt in Spandau an, fänden es kalt und unfreundlich und wären sämmtlich sehr müde.

So der Bericht.

Nun, eine lange Ruhe sollte ihnen werden, aber Wärme nicht!

Kapitel II.

Beim „Schwamm."

Wie aber war ich nach Spandau gekommen?

Noch ehe der Krieg in Sicht, hatte ich eine Erinnerungstour nach den böhmischen Schlachtfeldern gemacht. Auf dem Kapellenberge bei Trautenau stand ich inmitten der Gräber, hatte die Kugelspuren des mörderischen Kampfes aus den Junitagen von 1866 am Altar der kleinen Kapelle mit Andacht beschaut und nachher den Blick auf das Städtchen gerichtet und auf das wunderherrliche Gebirge dahinter. Es war wieder der 28. Juni — und die ferne Schneekoppe lockte im Abendsonnenglanze wie damals. Nachdem ich dann zu Fuß die Stätten von Königinhof und Sadowa besucht, auch dem treuen Hunde an meiner Seite bei Chlum die Stelle gezeigt, wo ich ihn von der Leiche seines österreichischen Herrn mit mir genommen hatte, beschloß ich, auf dem Heimwege die Koppe zu besteigen.

So verlangt das Gemüth nach einem inneren Abschluß, wenn es Großes erlebt — und so sehnt sich das Auge

nach einer weiten Ueberschau, wenn es zusammenfassen will, was es hier und da Neues gesehen im fremden Lande.

Aber oben im Koppenhospize zeigte heute Niemand rechten Sinn für das Große und Schöne der Natur: die Sache mit dem neuen Kriege war doch in den letzten Tagen sehr bedenklich geworden. So sprachen wir denn alle Möglichkeiten durch und hatten eben trotz aller Kabinete von Europa festgestellt, daß die spanische Thronkandidatur unmöglich einen casus belli abgeben könne, als ein gut Berlinischer Strohhutfabrikant mit seiner bleichsüchtigen Tochter eintraf, der zuerst das große Wort aussprach: „Mobil!" Ihm hatte es vor wenigen Stunden der Drath nach Krummhübel hin übermittelt.

Wir sahen uns sprachlos an und haben dann auf dem eiligen Abstiege nach Schmiedeberg auch nicht mehr viel gesprochen. Mit dem Nachtzuge ging es nach Berlin, wo meiner die Ordre harrte: nach Frankfurt a./O. in's 52. Regiment.

Also nach Frankfurt zurück, das ich, vor wenig Stunden erst, von der Koppe kommend, passirt hatte. Mit im Koupé waren vier Kameraden zugleich Kollegen vom Kammergericht, und die Namen von zwei anderen klangen an diesem Tage ganz besonders: von Bismarck und von Roon!

Bis dahin war Alles Ueberraschung und Eile gewesen, auf dieser Fahrt wurde es Begeisterung.

Auf dem Bahnhofe empfing uns Reservisten der Oberst

von Wulffen — nach ruhmvollen Kämpfen nunmehr Gouverneur des Invalidenhauses — und mit der Regimentsmusik voran ging es rasch und jubelnd durch die Stadt auf den Kasernenhof.

Hier war jedoch ein langer und heftiger Regen nicht meine einzige Abkühlung, denn weit durchdringender wirkte das Kommando: zum Ersatzbataillon! Da half kein Sträuben, und noch ehe das Regiment marschirte, war ich bereits mit ein paar Leuten im Spreewalde, um Ersatzreserve 1. und 2. Klasse einzuholen. Das war freilich ein übles, unkriegerisches Geschäft, und um so fühlbarer, als die Lübbener Jäger eben ausmarschirten und ihr tapferer Major v. Jena mit den Worten Abschied nahm: „Ihr aber, Lübbener Bürger, sollt mich mit euren Jägern gar nicht oder als Sieger heimkehren sehen.“

An der Stimmung, in die mich das alles versetzte, vermochte mein Lübbener Quartierwirth mit seiner weißen Kleidung und den hochrothen, mächtigen Korallenknöpfen nur wenig zu ändern. Es war der Kaufmann R., nachher Eigenthümer und Direktor des Berliner Residenz-, später auch des Stadttheaters. Diese dramatische Neigung spukte schon augenscheinlich in meinem Quartiere vor: es war Alles Vorhang! Vom Antimakassar bis zur Fenster- und Bettgardine wallte es von Tüll und Gaze und von den Wänden blickten alle die Großen und Kleinen der Berliner Theater, Gerechte und Ungerechte.

Aber auch der nächste Tag hatte kein freundliches Gesicht.

Ersatzreservisten sind Leute verschiedener Jahrgänge, die wegen irgend welcher körperlicher Gebrechen für den Kriegsfall zurückgestellt sind; diese waren zu sammeln und zu Soldaten zu machen. Da gab es denn viel Herzeleid, denn nur wenige hatten ein Gefühl für das Große der Zeit und ihres Zieles. Wendische Mädchen trennten sich nur zögernd von dem Geliebten, manch' altes Mütterchen brachte dem ungern Scheidenden einen Korb mit gut gemeinten Sachen auf den Weg und manch' einsamer Vater lenkte den Kahn heimwärts in den Spreewald, bekümmert um den Sohn, der ihn bis dahin statt seiner geführt.

Auch war es keine leichte Arbeit, diese unmilitairischen Leute zusammenzuhalten, und ich war froh, als ich endlich Frankfurt mit ihnen erreichte und vom Bahnhof aus auf die Kaserne zumarschirte. Aber wie anders war dieser Marsch als der erste! Das waren schneidige Soldaten gewesen, die begeistert zur Fahne eilten, hier schwerfällige Männer, denen ihr soldatisches Aussehen erst auf der Regimentskammer gegeben werden sollte.

Die Stadt war öde und leer, die Truppen ausmarschirt, der erste Begeisterungssturm vorüber, und auf den Balkons „um die halbe Stadt" saßen an diesem Nachmittage bereits die Mütter und Töchter und zupften Charpie. Niemand hatte mehr ein Auge für die Spreewäldler, in Betreff deren der Befehl kam: „per Fußmarsch nach Spandau. Und noch heut Abend!" Das Einkleiden mußte also überstürzt werden. Jeder griff ins volle Ma-

gazin, suchte und probirte, aber mit welchem Erfolg? Hosen bis an die Knöchel oder über die Absätze; enge Stiefel, drückende Helme, Schwalbennester an den Schultern von Leuten, die nie eine Trompete in der Hand gehabt, ja, selbst goldene Unteroffiziertressen wurden sichtbar, welch' letztere freilich losgetrennt werden mußten.

Lieutenant J. und ich führten nun fünfhundert solcher Soldaten, also ein Bataillon, aus Frankfurts Thoren. Ich habe mich nicht umgesehen und kann nicht berichten, welche Augen die Frankfurter gemacht haben!

Gleich das erste militairische Debüt bewies die Marschunfähigkeit der Truppe. Zum Ueberfluß kam auch noch ein heftiger Regen, welcher nicht blos die Kontouren der eilig beschafften Montirungen in das dürftigste Licht setzte, sondern auch auf Stiefel und Helme derartig wirkte, daß die Mannschaften nach kurzem Marsche in Hohen-Jesar sehr trübselig in die Quartiere schlichen.

Am anderen Morgen blieb die Reveille und das Sammelsignal einfach erfolglos. Wir beiden Offiziere und der Hornist — weiter versammelte sich Niemand. Erst ganz allmählich gelang es der winzigen Begleitmannschaft, die Reservestreiter heranzubringen.

Und wie wurden sie gebracht! Der Eine lahmte, dem Andern schmerzte das Ueberbein, den drückte es hier und jenen da, kurz, fast ein Jeder stand auf seinem Ersatzreserveschein und wollte fahren oder dableiben! Einige Fuhrwerke für besonders Lahme wurden in der That

requirirt und fort gings unter Bitten und Drohung bis Arensdorf an der Frankfurt-Berliner Chaussee.

Leicht gesagt, schwer gethan!

Wie eine Heerde mußten die Leute vorwärts und dann auch wieder zusammengetrieben werden; ich war bald vorn, bald hinten und habe den Weg bis Arensdorf auf diese nicht ganz würdevolle Weise wohl drei Mal zurückgelegt. Nach diesem Hirtendienst ganz sachgemäßes Quartier beim pastor loci. Vorher jedoch, einer alten Neigung getreu, auf den nahen Kirchhof zum Studium der Grabschriften und in die offene Kirche. Das ist nicht nur lehrreich, es giebt auch die versöhnliche Abendstimmung nach solchem Tage und macht mit den Dorfbewohnern bekannt. Noch dazu sprach mitten unter den Kreuzen ein vornehmerer Stein vom Heldentode eines Fähnrichs auf Alsen und eines jungen Offiziers von 1866. Bald darauf hörte ich deren Geschichte.

Nach der Abendmahlzeit im Pastorhause gingen wir durch den Garten und zum sogenannten Belvedere. Der Blick schweifte ungehindert über eine märkische Gegend von Feld und Haide. Die Grillen zirpten, fern stieg ein Nebel, und auf diesem Spaziergange erzählte die Pastorstochter schlicht und einfach, wie ihr Bruder 1864 in den Krieg gezogen, bei Alsen gefallen und wie sein treuester Kamerad nachher gekommen sei, um den kleinen Nachlaß und das letzte Lebewohl zu bringen. Nach einigen Tagen war sie dann die Braut des treuen Kameraden. Und

nun kam der neue Krieg. Die Briefe blieben lange aus und endlich ward es zur Gewißheit: auch der Geliebte war im Kriege geblieben. Die Gemeinde aber hat den schönen Denkstein gesetzt, aus Liebe für den Pastor und zur Ehre der beiden jungen Krieger.

In stockenden Tagesmärschen ging es weiter, über Müncheberg, Zinndorf und Tasdorf. Die Anzahl der Wagen mehrte sich. Zugleich fiel mir auf, wie wenig man an die Nachbarschaft Berlins erinnert wurde. Erst in Biesdorf erschien der große goldene Zuckerhut, erfahrungsmäßig das untrügliche Signal, daß man sich großstädtischem Luxus nähert.

Endlich Friedrichsfelde.

Ich war verwundert über seine Park- und Eichenschönheit, über sein erinnerungsreiches Schloß und — über mich selbst. Berliner von Geburt und Ueberzeugung, der nun gezwungen und von der anderen Seite her dazu kommen mußte, diese Bekanntschaft zu machen. Mein Quartierwirth, der Besitzer des historischen Schlosses, v. Treskow, ein alter Garde-du-Corps-Offizier, machte freilich auch seinerseits eine neue Bekanntschaft und verhehlte mir nicht sein Staunen über diese Art militairischer Besucher seines herrlichen Parks.

Kein Wunder, wenn wir Berlin vermieden und uns schüchtern in einer Curve nach Pankow bewegten. Von dieser letzten Etappe endlich auf weitem Umwege und mit mehreren ernstlich Kranken nach Spandau. Hier fragte

der Kommandeur des Ersatzbataillons nach dem Grunde der Marschverspätung und zeigte zugleich auf eine Beschwerde des nieder-barnimschen Landraths, in der es hieß: „daß eine anspruchsvolle Truppe soldatischer Männer sich seit mehreren Tagen im Kreise herum bewege und allerlei Wagen und Verpflegung requirire."

Der „Vorbeimarsch" unserer Ersatzreservisten 1. und 2. Klasse war die Antwort und zugleich Rechtfertigung jener Beschwerde.

Während des Rekrutendrills und Exerzierens alter Landwehr kam dann das Kommando zu den Gefangenen.

Kapitel III.

Noch einmal Spandau.

Da die Gefangenen! Kein Wunder, daß sich diese nur zögernd einlebten.

Für ihre kleinen Bedürfnisse, Zucker und türkischen Tabak, wurde nach Kräften gesorgt, indem ich am Eingang der Vorderschanze eine Sammelbüchse placirte zur Aufnahme der kleinen Geldspenden, welche die Besucher willig opferten. Aber wer konnte den Afrikanern ihre Wärme geben? Und bei ihren Garderobe- und Toilette-gewohnheiten brauchten sie davon ein doppelt Theil, weil Alles im Freien abgemacht wurde. Nach dem gen Osten gerichteten Morgengebet seiften sie sich den Oberkörper bis auf die Kopfhaut und rasirten einander mit Messern, daß das Kratzen und Schaben weithin ertönte. Auch die weißen Pluderhosen, Gürtelbinden und Gamaschen, sowie die stoff-reiche Leinwand des Turban wurden häufig gewaschen und auf dem Rasen der Schanzen zur Naturbleiche ausgebreitet. Dabei war ihnen kein Sonnenbrand zu heiß.

Im Gegentheil, sie fröstelten eigentlich beständig und bauten mir wenigstens „zum Schutze gegen die Witterung“ in höchst geschickter Weise ein Gourbi. »Pour notre petit commandant«, wie sie sagten. Aus dem Festungsgraben holten sie Weidengezweig, schnitten aus stärkeren Aesten ein Gerüst, brachten seitlich die Eingangspforte an und bald stand die geschmackvolle Hütte da, ein Hauptquartier mit Tisch und Feldstuhl.

Ich vertheilte nun Feld-Korrespondenzkarten und diese damals neue Briefmethode mag manchem braunen Elternpaar in der Heimath seltsam genug vorgekommen sein. El-Achi-ben-Emborck vom 3. Regiment der Tirailleurs d'Afrique erhielt nämlich eines Tages seine arabische Antwort just auf derselben Karte zurück, die er nach Tugurt geschickt hatte. Es stimmte Alles: „Norddeutsches Postgebiet“ und aller sonstige Vordruck; selbst der Aufgabestempel „Spandau 14. 8. 70. 5—6 N.“ war treulich erhalten. Nur der geschriebene Text war sorgsam wegradiert und durch arabische Schriftzeichen ersetzt, das Adressenwort Spandau aber war dem Aufgabestempel nachgebildet.

Das Lesen der Briefe von hüben und drüben, die sämmtlich meine Revue passiren mußten, war überhaupt ein unterhaltendes Geschäft: eine Welt für sich, ein Spiegel der Ereignisse und ihres Eindrucks auf die Gefangenen — und auf Seiten der Verwandten: welch' wunderbare Vorstellung von dem Leben im rauhen Preußenlande!

Und doch zeigten sich bald wärmere Beziehungen zwischen Freund und Feind, ja sogar zärtliche zwischen Feind und Freundin.

Mitleid ist gar oft die Brücke zur Liebe — und nun erst, wenn es verquickt ist mit Kriegsgefangenschaft, Turko und Turban. Kleine Füße und kleine, wohlgeformte Hände waren überdies nicht das einzig Anziehende an diesen Afrikanern, vielmehr waren wirklich interessante Erscheinungen unter ihnen. Das fand nicht nur Augusta L., früher berühmte Tänzerin, die häufig vom Lützowufer nach Spandau kam und ihre Günstlinge mit Zucker, Seife und Lectüre bedachte, das fand namentlich auch jene blonde Berlinerin, die ihrerseits wieder das Herz eines jüngeren Chasseur d'Afrique bestrickt hatte. Gesprochen haben sich die beiden nie und wäre es geschehen, so hätten sie sich nimmer verstanden, denn nur die Augensprache war ihnen gemeinsam. Deshalb bedienten sie sich auch zum Schreiben zuverlässiger Interpreten — und zwar schrieb der im Elsaß geborne Unteroffizier Hohberg seinem algerischen Kameraden die für die Geliebte bestimmte Uebersetzung auf die Rückseite des französischen Textes. Ich habe selbst die Correspondenten abgefaßt, als sie sich die Briefchen durch eine Spalte der Zaunplanken zusteckten und gebe hier einige wortgetreue Proben des feurigen französischen Originals und der gewissenhaften, nüchternen Uebertragung, zugleich als ein Stückchen Völkerpsychologie aus dem Liebesleben im Kriege.

Chère Lina!

Je ne saurais Vous dire le bonheur que j'ai ressenti en faisant lire Votre aimable lettre. Le malheur veut que notre amour ne soit pas en secret. Mais consolez-Vous, le camarade, qui me l'a traduit, je peux avoir une pleine confiance en lui et je suis persuadé, qu'il ne le divulguera pas à personne.

Je ne saurais Vous exprimer la joie, qui embrassait mon coeur, lorsque me traduisant, je pouvais la lire et il me semblait, que la terre n'était plus digne de me porter. — — —

Que c'est triste de s'aimer en silence et de ne pouvoir échanger que de simples sourires — sans paroles!

Sans Vous adresser de reproches d'avoir trouvé ma lettre amusante, d'après Votre expression, ajoutez foi à mes paroles et à mon amour, que Votre lettre n'a fait qu'accroître.

Si je Vous disais quelques plaisanteries, c'est que je ne connaissais pas encore Votre caractère si charmant — oh, ma chère et tendre amie, Vous seule pouvez égayer mon coeur; — loin de ma patrie, loin de ceux qui me chérissent, Vous seule, Vous êtes envoyée par Dieu comme un ange consolateur, pour égayer la vie de celui, qui se fait un bonheur et une gloire, d'être aimé de Vous! —

Es folgen nun Wünsche nach neuen Briefen und allerlei Kombinationen über Gelegenheiten zum Rendezvous.

Unteroffizier Hohberg's Uebersetzung auf der Rückseite lautet in den Kraftstellen so:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie groß die Freude war, die mein Hertz umringte, als ich Ihren Brief lesen ließ; — — — — ich dachte, die Erde ist nicht würdig, mich zu behalten.

Es ist traurig, wenn man lieben thut und kann sich nur anlachen. — — —

Ohne Ihnen vorzuwerfen, daß Sie meine Briefe lustbar fanden, haben Sie die Mildthätigkeit für meinen Worten Glauben zu schenken.

Ich habe Ihnen einige Worte zum Schertzen geschrieben, weil ich Ihren Charakter nicht kannte."

Und nun antwortet Lina auf einen nicht verdolmetschten Brief:

„Leider bin ich nicht im Stande, Ihren Brief zu lesen, denn mein Cousin ist in Berlin. Einem Anderen möchte ich mein Herzensgeheimniß nicht verrathen. — Ja, mon Henri, ich liebe Sie! — — Ist das nicht lächerlich? einen Feind unseres Landes? O mon Dieu, könnte ich nur Ihre Sprache! Ich sehe Ihren Brief an und denke mir, was er enthält und verstehe nur den Namen Lina."

Lina aber verzeihe uns, wenn wir nun ihr Geheimniß verriethen. Aber warum wagte sie sich mit ihrem Briefe bis hinter die Postenkette!

Letztere wies übrigens eines Tages auch Adolf Menzel

ab und es bedurfte persönlicher Intervention, um ihm die erwünschte Gelegenheit zu geben, einige Typen zu skizziren. Und als es nun geglückt war, wie spähten die leuchtenden Künstleraugen umher und wie schnell, mit wenigen Strichen, entstanden die charakteristischen Skizzen, ohne daß die Originale es recht gewahr wurden. Sonst wär' es auch nicht so leicht gegangen, denn als später der Photograph mit seinem Apparat erschien, da sträubten sich die eingebornen Turkos und Zuaven, weil der Prophet das Abbilden menschlicher Gesichter verbietet. Und so gelangen denn die Lichtbilder auch nur mühsam und unter Aufwendung von sehr viel Zucker, Seife und Tabak. Dies war zugleich die Stufenleiter ihrer Wünsche.

Zu den algerischen Gefangenen kamen mit der Zeit rein französische Truppen in bedeutender Anzahl, oder sagen wir, zu den Monstre-Gefangenen, die gleichsam als Aushängeschild für unsere ersten Siege ins Land gebracht wurden, kamen nach den großen Schlachten, namentlich nach der Kapitulation von Sedan, so viel französische Kriegsgefangene, wie nur untergebracht werden konnten. Schon längst reichten Citadelle, Burgwall- und Vorderschanze nicht mehr aus und die Rathlosigkeit war groß, als eines Abends eine neue Depesche kam, dahin lautend, „daß innerhalb einer Stunde wiederum ein sehr beträchtlicher Transport von Gefangenen eintreffen würde."

Bald gings nicht mehr ohne Baracken und gänzlich veränderter Organisation. Auch eine Anzahl Offiziere traf

ein, an zwanzig Herren aller Grade und Bildung. Im Range der höchste war der Kolonel Krien, Commandeur du 36ième de ligne, ein feiner, auch geistig eleganter Herr in wirklich besten Jahren. Er war reich dekorirt und trug die pomphaften Ordenszeichen ziemlich geräuschvoll. Schön waren dieselben, eine wirkliche Dekoration, im geraden Gegensatze zu den unseren. Und dazu der goldgestickte Kragen, die Raupen-Epaulettes, Sitz der Uniform und ganze Haltung: Alles war schneidig und elegant. Der „aufgesetzte" Schnurrbart endigte in Spitzen von einer Länge und Dünne, wie ich's nie gesehen und noch heut für ein friseurliches Kunststück ersten Ranges erkläre. Daneben plauderte sich's höchst angenehm mit dem Kolonel, der jedenfalls durch Piquanterie und Esprit ersetzte, was ihm an Gründlichkeit und ausgebildetem Geiste abging. Auf die Gründe unserer Siege und der französischen Niederlagen ließ er sich nicht ein, er war einfach Kriegsfatalist und glaubte an »la grande roue d'histoire«, an das große Rad der Geschichte, das unablässig rolle und bald wieder nach oben kehren würde, was jetzt unten sei. Er spielte die Rolle des Verlierers im Kriegshazard mit einer großen Liebenswürdigkeit und ging sogar so weit, daß er bedingungslos mancherlei Vorzüge des Gewinners anerkannte, allerdings meist äußerliche, wie er denn selbst rein auf's Aeußerliche gestellt war. So faßte er eine geradezu zärtliche Neigung zu meinem neuen Helm und es verging kein Mittag, wo er nicht bewundernd ausge-

rufen hätte: »Ah ça; — ce casque! Vraiment comme il est joli — — voyons, messieurs!«

Bei dieser Mittagstafel machte ich den Tischmarschall und merkte so recht, welchen Werth die Herren auf das Menu und das ganze Arrangement legten. Wirklich, für den Franzosen ist der Mittag nicht bloß der astronomische, es ist auch der gastronomische Höhepunkt des Tages. Er setzt sich in eine gewisse persönliche Beziehung zu seiner kopiösen Mahlzeit und spricht von »mon diner, mon souper« als von einem unveräußerlichen Menschenrecht, als von etwas, das in allen Kriegs- und Lebenslagen mit einer gebührenden Feierlichkeit begangen werden müsse. Vielleicht lag es auch daran, daß die meisten der Kommandants und Kapitaines sich ohne Weiteres vom Kolonel Krien freihalten ließen; wenigstens bezahlte dieser ihre Zeche, ohne daß er auch nur einmal jenem künstlichen, unwillig erstaunten Sträuben begegnet wäre, das in seiner Unehrlichkeit bekanntlich so selten gelingt.

Ja, diese Nation ist auch groß im Essen und Schlafen! Wir essen (wenigstens in Zeiten der Drangsal) aus Bedürfniß und nicht aus Luxus; wir speisen recht und schlecht, was es giebt und behalten auch noch Geld in der Tasche für andere Dinge. Der Franzose nimmt aber gern seinen ganzen Rest heraus, regalirt sich und Andere dafür und hofft, daß man es ihm bei der nächsten Mahlzeit vergelte. Liebenswürdig und leichtsinnig. Und so ist auch das, was wir im Kriege „Abkochen" nennen, nämlich die flüchtige Speisen-

bereitung im Koch- und Waschgeschirr, in Frankreich ungleich leckerer, und mancher Ueberfall einer lagernden Truppe bewies die Anspruchsfülle der Franzosen in dieser Beziehung.

Ferner das Schlafen. Wir schlafen, gewissermaßen beiläufig, in Nebenzimmern, wo gerade Platz ist und in Bettstätten, die tagsüber womöglich anderen Zwecken dienen. Wie heilig ist dem Franzosen dagegen sein Bett! Wie steht es oft im Prunkzimmer und wird auf Schienen im Parquet hervorgerollt, um von beiden Seiten mit kupfernen Bassinoirs durchwärmt zu werden. Staunend hab' ich das später betrachtet, als ich krank bei der Gräfin Beauregard-Morogues in Orleans gemündet war.

Aber noch ein nationaler Unterschied und mehr geistiger Art zeigte sich, als die Gefangenen eine Zeitung »Une plume pour toutes« herausgaben. In wöchentlichen »Causeries« erschienen die Nummern regelmäßig en vente à la librairie de Carl Jürgens à Spandau. Zahlreiche drastische Bilder illustrirten den Text im Stile der französischen journaux amusants et pour rire.

Doch womit amüsiren sich und worüber lachen die Franzosen überhaupt und lachten sie auch als Spandauer Kriegsgefangene? Da war keine Spur jener Selbsterkenntniß, welche darin wurzelt, daß man zwar die Thorheiten und Gebrechen Anderer witzig zu treffen und ironisch zu beleuchten versteht, dabei aber nicht vergißt, daß man selbst mit zur Familie gehört. Keine Spur dieser sittlichen

Selbstironie, die schließlich im gesunden Humor gipfelt, vielmehr alles nur Witzelei, das Burleske, das Grotesk-Komische, diese niedrigste Stufe des Witzes.

Da lehrte der Haupt-Spaßmacher Mouzin in einem Artikel: Philosophie d'un Carabin, wie das Lebensprinzip ein elektrisches Fluidum sei; da schilderte El Hady ben Abdhallah in seinen schlüpfrigen lettres à Fathma, was er auf seiner Kriegsfahrt von Oran bis Marseille gesehen und wie uncivilisirt und unsittlich das Leben und Treiben der Christen sei, im Gegensatz zu den Gewohnheiten der Muhamedaner; da gab es ein Tagebuch, in welchem Fifine und Gustave sich immer notiren, wie sehr sie sich miteinander gelangweilt haben; da wurden die Spandauer abgezeichnet, Cancan und Umarmungen gemalt, sowie endlich jene widerlichen Karrikaturen, die viel zu drastisch sind, um zu erheitern oder anzumuthen.

Der Leser gestatte, daß wir hier einen Augenblick verweilen und mit einem Anfluge von norddeutschem Lokalpatriotismus konstatiren, wie wir zu solchen Gewaltstreichen des Witzes nicht mehr passen. In Frankreich dagegen wächst dieser handgreifliche Witz sehr üppig und schlägt aus in Blüthen der Poesie und Musik: Alles modern grotesk-komisch. Wir Deutsche (und speziell wir Berliner) lieben ja auch das Witzige, aber unsere Lokalpossen wirken weit mehr durch das Wort, als durch das Bild, sind wesentlich geistreicher und inhaltvoller. Daher bedeuten auch die Lokalpossen und Witzblätter bei uns noch lange

keinen ästhetischen Verfall und es irren jene hyperempfindlichen Dichter, die den Besuch einer harmlosen Posse mit souverainem Achselzucken behandeln.

Es ist schon gesagt, daß allmählich immer neue Transporte von Gefangenen eintrafen. Ihre Zahl stieg auf viele Tausende. Für mich aber war der Reiz an der Sache nach dem Tage von Vionville dahin. Hier hatte der Kampf die sogenannte eiserne, fünfte Division stark mitgenommen und mein Regiment 52. hatte an dem einen Tage fast so viel Offiziere verloren, als ein Regiment in Friedensstärke überhaupt zu besitzen pflegt.*)

So war es wohl gerechtfertigt, daß ich lebhaft wünschte, in die Bresche zu treten und trotz aller Dankbarkeit gegen General v. Str., seinem entgegenstehenden Wunsche nicht nachkam. Vielmehr ging es nun ohne Zögern ans Abschiednehmen.

Ich darf sagen, daß den ersten Ankömmlingen, besonders den Schwarzen und Braunen, der Abschied vom »petit commandant« nicht leicht war und die Andenken, die sie mir gaben, sind noch heut gar liebe Erinnerungen an diese Zeit in Spandau und an Menschen, die nun längst wieder in dem Lande sind, wo die Sonne wärmer scheint, fern von der Kälte, „ihrem größten Feinde", wie

*) Das 6. brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 52, welches im Kriege 1870/71 von allen deutschen Regimentern den größten Verlust an Offizieren hatte, verlor allein am 16. August 50 Offiziere und 1207 Mann.

sie zu sagen pflegten. Sie haben die Heimath wieder, nach der sie sich sehnten, »le grand air, la vie naturelle, toujours la vie des ancêtres.« So ging ihre weiche Rede und Mohamed-ben-Abdallah, der schwarze Mann mit den glänzenden Augen, zog seinen silbernen Ring mit blauem Stein vom Finger, ein Anderer gab mir seinen buntscheckigen Tabaksbeutel und wieder Einer sein selbst verfertigtes, buntledernes Portemonnaie.

Mir wurd' erst wieder leicht ums Herz, als ich mit dem joli casque zum Kolonel Krien ging, um Adieu zu zu sagen. Auch hier war's ungewöhnlich herzlich und ganz eigen, denn nicht nur Kolonel Krien, auch der Kommandant de Houaville von den Cuirassiers und Capitan Hackspill du 54ième gaben mir Empfehlungsschreiben mit für den Fall meiner Gefangennahme in Metz!

Eine Hand wäscht die andere — und so wurd' ich aux bons soins des General de Lorencez und einem bon accueil empfohlen bei Coffinières, général commandant supérieur la place de Metz.

Gott sei Dank ging es auch ohne diese „Referenzen." Adolf Menzel's freundlicher Abschiedswunsch erfüllte sich mir: „Lasse Ihnen der Himmel einen trockenen Marsch und keine weiche Erde zu Theil werden."

Kapitel IV.

Nach Metz.

Also endlich mobil! Dem heiteren Vorspiel folgte der Ernst der Hauptaktion fast auf dem Fuße, denn nur vier Eisenbahntage lagen dazwischen. So viel aber brauchten wir, um von Berlin nach Ars-sur-Moselle zu gelangen. Hauptmann v. M. H. vom 24. Regiment und ich führten den märkischen Infanterie-Regimentern Ersatztruppen zu und füllten einen langen Extrazug mit Mannschaften der verschiedensten Jahrgänge, die aber sämmtlich gleich begeistert auf den Kriegsschauplatz eilten.

Die Reise hatte ihre Beschwerden, denn der Militärzug kehrte sich nicht an reguläre Abfahrtszeiten und Stationen. Man aß, wo man zufällig etwas erhaschte, wusch sich am Bahnhofsbrunnen und schlief in jenen Kurvenformen, die der Koupéstil mit sich bringt. Auch lagerte über unserm Koupé ein gewisser schwermüthiger Hauch, denn mein liebenswürdiger Kamerad, dessen Brust von Schleswig und Oesterreich her mit Ehrenzeichen geschmückt

war, trug den Schmerz der Trennung von Weib und Kind bis weit über die Grenze Frankreichs. Seine merkwürdig ausgeprägte Todesahnung erfüllte sich auch an der Loire. — So kam es, daß ich von rechter Begeisterung beim Rheinübergang und an der Grenze nicht viel erzählen kann: spricht doch auch die Feldpostkarte aus Winden, nahe der Grenze und Angesichts der Vogesen, fast ebenso enthusiastisch von einem Tags zuvor in Giessen gekauften Schinken, als die nächste, hinter Frouard geschriebene, vom Straßburger Münster. Seinen Thurm hatten wir zu unserer Freude aus dem grauen Morgennebel hervortauchen sehen. Die Vogesen, Saverne, selbst Nancy, so schön Alles war, und so viel Zeit die stockende Eisenbahnfahrt auch ließ, um hier auf der goldthorigen Place Stanislas zum ersten Mal französischen Bürgern zu begegnen und zu ihrem Staunen immer »un bock« nach dem anderen zu trinken: Nichts wollte uns rechte Freudigkeit entlocken, denn die Seele war in jenen Tagen auf andere Bilder gestimmt. Da endlich wurden wir in Ars-sur-Moselle von der Eisenbahn erlöst, erhielten auf dem Bahnhof eine dürftige Speckration und vernahmen dabei die ersten, dumpfen Töne der Belagerungsgeschütze von Metz. Das klang fast weihevoll, war uns von wunderthätiger Wirkung und störte doch längst nicht mehr die Einwohner des Städtchens, das wir jetzt durchschritten.

Von der Mosel bogen wir links ab in das scharf ansteigende Thal der Mance. Es war die Zeit gegen

Sonnenuntergang und wir immer im Walde. Wie erfrischend war das gegen den viertägigen Kohlenstaub der heißen Bahnfahrt und wie leicht war der Marsch trotz des Steigens! Als wir die Hochebene von Gravelotte erreicht, sank der rothe Sonnenball, und die Soldaten, die zuerst aus der Waldschlucht traten, hoben sich scharf vom Himmel ab und erschienen in dieser Beleuchtung fast übermenschlich groß, wie dunkle, magische Silhouetten. So war auch unsere Stimmung als wir das Plateau überschritten, von Gravelotte nach Malmaison und endlich in der Ferme Chantrenne, unweit Verneville, ankamen. Hier lagen 24er und hier blieb auch Hauptmann v. M. H., während ich mit meinen 52ern nach einer kalten, schlaflosen Nacht im Kuh- und Pferdestall der Ferme Chantrenne am andern Morgen weiter marschirte.

Unser Ziel war dicht vorm Feinde. Das Infanterie-Regiment No. 52. lag in jenen Belagerungstagen von Metz in St. Privat-la-Montagne und wenn es auf Vorposten zog, dann bivouakirte es in Saulny und den Gehölzen, welche dieses anmuthig an einem Bergabhang gelegene Dörfchen umgeben. Dies erfuhr ich bei der Meldung im Hauptquartier des III. Armee-Korps, in Verneville, von wo die sauberen Stangen des Feldtelegraphen mich direkt nach Amanvillers und querfeldein bis zur Auberge Marengo führten. In ihren einsamen Gehöften an der Landstraße von St. Privat nach Metz befand sich das Quartier des Divisions-Generals v. St., so recht

inmitten der fünften Division, die sich am Tage von Mars-la-Tour den Ruhm der „eisernen“ erstritten hatte.

Der Weg führte über die meilenweiten Schlachtfelder von Gravelotte und zeigte deren Spuren in deutlicher Weise. Gleich Anfangs ein Massengrab von 500 Soldaten beider Nationen, dann immer neue Gräber, schon von ferne leuchtend, weil all' diese Todesstätten mit Chlorkalk bestreut waren. Und wie rührend waren die dürftigen Gräber geschmückt, wie ergreifend wirkten ihre Inschriften, gerade um ihrer Einfachheit willen! Der Kampf hatte hier schon vor Wochen gewüthet und dennoch war der Boden noch aufgewühlt und zeigte tiefe Löcher, wo die Granaten hineingeworfen waren; dennoch lagen die Montirungsstücke noch haufenweise umher, Granatsplitter, Kugeln, Kolbenbeschläge, Helme, rothe Epaulettes, zahllose Kleiderfetzen, Briefreste, Löhnungsbücher und jene Mitrailleusenbüchsen zur fünfundzwanzigfachen Ladung dieser mörderischen Geschosse. Alles im bunten Durcheinander. Todte Kolonnenpferde, vom Regen bloßgelegte Schlachtenreste von Menschen, Vieh und Kriegsgeräth, die im wieder hart gewordenen Lehmboden wie fest gefroren staken. Darüber aber der heiterste Himmel, jener Herbstduft, der die Ferne nah erscheinen läßt und den Herbst zu unsrer schönsten Jahreszeit macht.

Bald hinter Marengo gings in den Wald und endlich ziemlich steil hinab nach Saulny. Oberst v. W. bethätigte hier seine Freude über den glücklich eingetroffenen Nachschub durch Einladung zu seiner Mahlzeit und kommandirte mich

zur wohlbekannten 2. Kompagnie. Ich fand dieselbe im Replis auf einer waldigen Anhöhe, wo sie in dürftigen Baracken bivouakirte. Man empfing mich jubelnd und der interimistische Kompagnieführer, sonst Regierungsrath in Berlin, der ganz kürzlich Premierlieutenant geworden, trug nicht ohne Stolz die abgenutzten Achselstücke, auf denen er den Stern aus Brotkrumen sehr sinnreich nachgebildet hatte. Wir plauderten viel, putzten dabei grüne Bohnen so gut es eben ging und legten uns mit Anbruch der Dunkelheit zum Schlafen nieder.

Ich bin kein Freund des Massenschlafs, doch machte es sich Anfangs über Erwarten. Aber dann hub ein wahrhaft groteskes Schnarchen an. Arzt und Fähnrich waren die Schuldigen, sie arbeiteten in allen Tonlagen und was sie leisteten war »hors concours«. Ich schwankte zwischen Wuth und Lachen, bis endlich die Sache einen musikalisch-dramatischen Reiz erhielt, als der Fähnrich im Traume die Granaten zu symbolisiren begann, das Summen nachahmte, wie erschrocken auffuhr und sein Schnarchen durch melodramatische Erinnerungen an die Schlacht von Vionville unterbrach. Die Lebendigkeit bei diesem Schlafen war erstaunlich und ich habe nachher den Vollbringer all dieser Leistungen nie ohne Bewunderung betrachten können, wenn ich mich auch Nachts vor seiner Nähe hütete. Uebrigens floh ich auch schon von diesem ersten Debut hinaus ins Freie und lief auf der dunklen Metzer Chaussee auf und ab, um mich zu erwärmen.

Aber was war das? Von links her tönte in die Nacht hinein auf einmal laute und vergnügliche Musik. Es war der Morgengruß, den Bazaine alltäglich spendete, es waren die hellen, frischen, melodiereichen Klänge der französischen Clairons, die schon lange vor Tagesanbruch die eingeschlossene Armee in ihren Zeltlagern weckten. In unserm Replis blieb es noch lange still und so fand ich in der heraufdämmernden Morgenstunde bald einen hohen, freien Platz, wo ich gehörig Umschau halten konnte.

Rechts von der steilen Straße, die nach Saulny hinab und über eine Barrikade weiter nach Woippy und Metz führte, bildeten waldige Höhen und Abhänge einen kräftigen Vordergrund, der in der Ferne von den mächtigen Forts Plappeville und St. Quentin überragt wurde. Ich sah deutlich, wie die aufgehende Sonne auf den Fenstern und Geschützen von Fort Plappeville spielte, während viel weiter links Fort St. Julien über einem breiten Thale thronte, das noch im dichten Morgennebel lag. Aus diesem Thal und Nebel klang es herauf und als sich dann der Schleier hob, da lagen in der Ferne die weißen Zelte, da blinkten Chassepots, da strömte die Mosel durch fruchtbares Land und erhob sich das gewaltige, thurmlose Dach der Kathedrale über dem dunklen Häusermeer von Metz. Es war ein heiterer Anblick, denn man sah Leben überall und Nichts von den Schrecken, die sich vorbereiteten. Bald begannen auch die Sonntagsglocken von der Kathedrale her zu läuten und Alles schien so friedlich und abgestimmt, daß die

dumpfen Schläge der Festungskanonen, die ab und zu in die Morgenstille dröhnten, durchaus nichts Schreckhaftes hatten. Es klang nur wie eine Mahnung, daß man hüben und drüben einander nicht vergessen solle und wer denkt auch gleich an einen Ausbruch, wenn er den Krater rauchen sieht.

Kapitel V.

St. Privat-la-Montagne.

Mittags sammelte sich das Regiment auf dem Replis und wir marschirten nach St. Privat-la-Montagne ins sogenannte Kantonnementsquartier; freilich ohne auch nur im Entferntesten zu finden, was man sich sonst unter Quartier zu denken pflegt. Statt Ruhe, Wärme und Verpflegung gab es das Gegentheil.

An den Ruinen des Vororts Jerusalem machten wir Halt und betraten von hier aus dies grausam zerschossene Dorf. St. Privat-la-Montagne liegt hoch und krönt das Plateau, auf dem am 18. August die Schlacht am heftigsten gewüthet hatte. Unser Garde-Korps war von St. Marie-aux-Chênes die Schräglinie heraufgestiegen, das Sächsische Korps von Roncourt angedrängt und ihre Artillerie hatte St. Privat beinah in einen Trümmerhaufen verwandelt. Ganz unversehrt war kaum ein einziges Haus geblieben, überall Brandstätten, zerschossene Mauern und

Dächer, überall Elend und Verzweiflung bei den Wenigen, die darin zurückgeblieben waren.

Hier galt es also festen Fuß zu fassen und hier nisteten wir uns immer wieder ein, wenn wir von den Vorposten kamen, die wir Woche auf Woche auf vier Tage zu beziehen hatten. Mein erstes Quartier war beim Sous-Maire, einem kleinen, lebendigen Manne, der eigentlich immer bloß umherlief und das Schicksal seines Dorfes längst noch nicht begriffen hatte. Er fuhr sich in die grauen Haare, seufzte, spuckte, steckte die Hände in die Hosentaschen, so daß die blaue Blouse wie eine Jacke dazwischen saß, spuckte weiter und lauter und sah ruhelos und doch unthätig zu, als ich und Tillack, der trefflichste aller Offiziersburschen, die Bombenlöcher unseres Gemachs mit Stroh und Kistendeckeln zu verstopfen suchten. Als Seltenheit barg unser Quartier eine Frau, denn die Weiber waren fast alle flüchtig, und so sekundirte die Frau dem Sousmaire in der Skala jener immer wiederkehrenden Worte: »oh monsieur, quelle guerre, quel malheur; mon Dieu, quel triste temps, — quelle pitié — pour vous et pour nous.« Gegen Abend hatte ich den Wirth so weit, daß er uns für einen Franc eine Hand voll Kartoffeln beschaffte; als aber die Frau beim Kochen war, um mir damit nach sieben Fastentagen das erste warme Mahl zu bereiten, da brachte ein heulender kleiner Blousenknabe die Todesnachricht ihrer Mutter, die eben in St. Marie gestorben war. Nun war's mit Allem aus, — Madame

la Sousmaire fiel (was ihr Niemand verdenken konnte), in Krämpfe, ich suchte vergeblich zu helfen und zu pflegen und eilte dann zum Bataillonsarzt, der freilich auch das Leid nicht mildern konnte, was die Frau darniedergeworfen hatte. Und wenn's noch dabei geblieben wäre! Aber dem armen Sousmaire selbst stieg es vom Herzen in den Kopf und nachdem er noch ein paar Tage rastlos auf den Trümmern seines Dorfes umhergelaufen war, da wurde er wahnsinnig und mußte weggebracht werden.

Ich fand dann später am Ausgange des Ortes ein anderes Quartier, neben dem unvermeidlichen Chateau (einem einfachen Steinhäuschen, das aber merkwürdig wenig gelitten hatte) und zwar bei Madame Hypolite. Anfangs sah ich zwar nur ein zugiges Loch, mit blutigem Stroh, vielem Schmutz und Unrath, aber die beiden leeren Bettstellen, der mächtige Schrank mit Bronzebeschlägen und kunstvoller Holzintarsia deuteten auf einen gewissen „alten und befestigten" Wohlstand, so daß ich eine Recognoscirung beschloß, stets gefolgt von meinem Tillack aus Müllrose, der es prächtig verstand, meiner französischen Rede mit kräftiger Mimik urdeutsche Kraft und Nachdruck zu verleihen. Vor ihm hielt keine Betheuerung Stand. Wenn ich gesprochen und kapitulirt und immer nur herausgebracht hatte: »oh monsieur, quelle pitié, nous n'avons rien, du tout, du tout, du tout, du tout,« (was man eigentlich mit Noten schreiben müßte, um den musikalischen Tonfall wiederzugeben) dann trat er schmunzelnd vor und

sagte kriegskameradschaftlich und siegesgewiß: „Herr Leitnant, das verstehen Sie nich, — — — Alte, hier wird nischt dütut, wir haben Hunger.“ »Qu'est ce qu'il y a, monsieur? Que veut-il Votre garçon?« — „Ach was, hier wird nich französch jesprochen, 'raus mit de Jänse!“ — und manches heimliche poulet, manch' unverhoffter Leckerbissen bewies mir Tillack's strategisches Talent in dieser Hinsicht. So auch in diesem ersten Falle.

Durch Dragonerställe und einen kleinen Hofraum gelangten wir in eine Küche im Seitenflügel des Häuschens, wo die bejahrte Madame Hypolite mit ihrem Sohne voll Angst und Mißtrauen hockten. Meinem sanften Französisch half Tillack's Pantomime nach und so schlossen wir bald einen Bund, dessen süße Heimlichkeit mir in jenen Cernirungswochen manch' kleine Erleichterung brachte. So half uns Madame nicht nur bei der Reinigung des Zimmers, so gab sie mir nicht nur ein Laken auf das Stroh und einen Teller, sondern sie lehrte uns auch eine »soupe maigre« kochen, aus Wasser, Zwiebel, Butter, Salz und Pfeffer, die mir ganz außerordentlich schmeckte, von Tillack aber als „Bouillon von nischt“ verachtet wurde.

Was Wunder, daß ich unter so glänzenden Verhältnissen den beiden Kameraden der 1. Kompagnie dann bald einmal ein Fest gab. Von einem aus Saarbrücken herangekommnen Händler erwarb ich für unglaubliche Preise sechs Eier und zwei Lichte. Diese, auf Flaschen gesteckt, überstrahlten eine Tafel, auf welcher außer den Eiern ein

Rest Berliner Cervelatwurst, ausgekochter Speck und schlechter Käse prangten. Als Getränk gab es Vin du Pays mit Kognac und Gewürz. Damit uns aber kein Ungebetener von Außen sähe und diesen Aufwand störe, hatten wir die Schußwunden des Zimmers frisch verbunden, d. h. die Bretter vor den Granatenluken sorgsam mit Stroh umwunden.

Diese Leiden und Freuden des Quartiers in St. Privat-la-Montagne, so wesentlich dergleichen auch im Felde ist, sind hier zufällig zuerst beleuchtet worden. Weit helleres Licht verdienen die Allarmirungen, die uns niemals zur rechten Ruhe kommen, vielmehr auch außerhalb der Vorposten in Spannung leben ließen; verdienen die Schanzarbeiten, der tägliche Frontdienst und nicht zum Wenigsten die düstere Staffage der Umgebung.

Zum Bataillonsdienst in St. Privat wurden ganz vorschriftsmäßig „die Thonkugeln geschwungen", — wie die Soldaten es nannten — es wurde geputzt und durch häufige Gewehrappells dafür gesorgt, daß die Zündnadelwaffe gehörig in Stand blieb. In einer Scheune instruirte ich den jüngeren Leuten die Elemente der Preußischen Geschichte, den Alten Feldwachdienst und auf einem freien Platze unweit Jerusalem wurde tüchtig exerzirt und dabei auf Drill und Strammheit ebenso gehalten, wie daheim in Frankfurt.

Einst, schon Mitte Oktober, war Bataillonsexerziren bei solchem Wind und Wetter, daß man kaum

hören konnte, wie mitten in einer Formation ganz plötzlich „Stillgestanden" kommandirt ward. Man brachte drei Leichen von Dorfbewohnern auf unsern Exerzierplatz, wo eine lehmige Grube gegraben, da der Kirchhof längst überfüllt war. Voran kam ein junger, bildschöner Geistlicher, der in nationaler Koketterie seine faltenreiche, enggeschnürte Soutane trug; dann drei Chorknaben, das im Sturm flatternde Gewand über der landesüblichen Blouse, einige Männer, ängstlich zu uns hinüberschielend, welche die nothdürftig in Hüllen verpackten Leichen schleppten und zuletzt heulende und frierende Bauern. Sie sangen, und schnell waren die Todten im Lehm verborgen. Ich fragte dann meine Alte zu Hause, woran wohl die Armen gestorben seien? »Oh, monsieur, si ce n'est le typhus, on y meurt d'épouvantes et de peines.«

Und wie die Menschen starben, so forderte die Belagerung auch Opfer in Feld und Flur. Da wurden auf den Feldern von Amanvillers Schanzen gebaut, da wurden zur Vertheidigung bei St. Privat und Roncourt Geschützenplacements und Schützengräben angelegt, und einmal führte mich der Dienst zum Wäldchen le Chesnois, wo wir fünf Stunden lang mit Baumfällen und Ausroden von Laubholz beschäftigt wurden. Die stolzen Eichen ächzten und wollten nicht stürzen, aber ein Zerstörungswerk treibt das andere, und sie krachten dennoch zu Boden, damit die Batterie hinter uns ein freies Schußfeld gewönne. Zugleich aber welch' herrliches Aussichtsfeld. Noch nie

hatte Metz so klar herübergeblickt, noch nie der Doppellauf der Mosel so deutlich das französische Zeltlager umflossen. Und Vorsicht that Noth. Es verging nicht ein Tag ohne neue Gerüchte von Ausfällen und Plänen des Feindes, und es fehlte nicht an geheimnißvollen Armeebefehlen, die Jeder auf seine Art deutete. Tags und noch häufiger Nachts ertönte das schauerliche Allarmsignal, dessen langgezogener, weicher, fast ängstlicher Ton all' die ungewisse, bange Ahnung seines Rufes in sich birgt. Man springt vom Lager auf, ordnet wie im Traume seinen Anzug und noch vor den Soldaten steht man auf dem Allarmplatze und sammelt und rangirt die Leute. Dann kommt der Kommandeur vor's Bataillon, ermahnt zur Tapferkeit und Vorsicht bei der dunklen Nacht und ich, noch frierend vor Morgenschauer und Schlaflosigkeit, beim Flügelmann der 1. Sektion des Schützenzuges, ich rufe das „Marsch" in den Zug hinein und Alles stolpert im weichen, klebrigen Lehme vorwärts, als hätte man Sand in den Augen und Blei in den Gliedern. Man ermuntert sich endlich an den Marschgrobheiten, hilft mit der Säbelklinge nach und donnert in den Zug: „Queue 'ran bleiben, — Sektionsabstand, — Nicht so auflaufen, — Bajonnet anziehen" und belebt die müden Lebensgeister mit reichlichem Kognac.

Als Bazaine Anfangs Oktober nach Norden zu seine ernstlichen Ausfälle versuchte, da ging es Schlag auf Schlag. Am 7. Mittags wurden wir von St. Privat

nach Roncourt dirigirt und schon beim Suchen des Quartiers ertönte das Signal. An der Lisière des Bois de Fèves, wo es nach Norroy geht, stockte der eilige Vormarsch und in Gefechtsaufstellung harrten wir des Eingriffs in das Gefecht bei Schloß Bellevue. Die Lazareth-Kolonne neben uns, hinter uns Hauptmann Stoephasius mit seiner unfehlbaren Batterie, und Ordonnanzen hin und her, denen man schon von Weitem ihren Auftrag ablauschen will. Dann donnernde Salven, scheinbare Ruhe, um so betäubenderer Lärm, bis endlich mit Anbruch der Nacht der Kampf ins Stocken kommt. Wir machten Feuer an; Verwundete kamen und erzählten, wie das Leibregiment von unserer Division so eben starke Verluste gehabt und auch die beiden Brüder des neben mir haltenden Avantageurs v. W., zwei Hauptleute, zu Tode getroffen seien. Zurück nach Roncourt, bergauf, bergab, und während die Truppen sich rasch aufs Lager warfen, ging ich den einsamen Rondengang an die Ausgänge des Dorfes, beim Vollmondschein über's Feld nach St. Marie aux Chênes und zu den Wachen von St. Privat. „Halt, wer da“ — „„Ronde““ — „Näher 'ran; Losung?“ „„Drauf los““ — „Näher 'ran; Feldgeschrei?“ „„Fritz““ — „Kann passiren“ — und weiter meines Wegs, bis ich todtmüde gegen Mitternacht auf meinem Strohsack ankam. Dumpfer Schlaf bis zwei Uhr Morgens, dann wieder allarmirt. Wankend und gleichgiltig war ich der Erste auf dem Platz. Der Sternhimmel fort, dafür trübe, bleigraue Wolken. Es regnete,

was es vom Himmel wollte, und unweit der früheren Stelle kam das Kommando: Halt, Abwarten, Austreten. Die Gewehre wurden zusammen gesetzt und ich legte mich in den lehmigen, nassen Graben an der Chaussee nach Metz und schlief so schön wie im Bett. Daß es keins gewesen, merkt' ich, als ich nach einer Weile erwachte, um nun noch viele, viele nasse Stunden, bis Nachmittags drei Uhr, im strömenden Regen an derselben Stelle auszuharren. Gefangenen-Transporte, neue Verwundete kamen vorbei, fliehende Bauern aus Saulny, Norroy und Woippy mit ihrem Vieh, und die Forts von Plappeville und St. Julien donnerten ihren Beifall über unsere Leiden. Doch auch Freuden gab es: man erfrischte sich an dem Humor unserer märkischen Soldaten und an der lebendigen Kameradschaftlichkeit; wie solche Stunden die Menschen näher bringen und Alles schwindet, was sonst an Kleinlichkeit und Vorurtheilen trennend wirkt. Auch erneute ich unter dem Laubdach der Stabswache eine Schulfreundschaft mit dem katholischen Feldgeistlichen, Prinzen Edmund Radziwill, der vor Kurzem aus seiner Metzer Gefangenschaft erlöst war und auf seinem Abbérock das eiserne Kreuz trug, welches die Franzosen jener Tage la croix de Gravelotte benannten.

Dazwischen das gewohnte Leben in St. Privat. Dienstfreie Stunden gehörten den Besuchen bei Kameraden. Sie waren am schwierigsten beim Brigade-Adjutanten, wo man durchs Fenster in das Zimmer klettern mußte; am lohnend-

sten im Offiziersquartier der 1. Kompagnie. Hier lehrte Lieutenant H. Gastrosophie im großen Stil und noch dazu fast ohne Hilfs- und Lehrmittel. Er verstand sich aufs Kochen von Sago und Landwein, aufs Rösten von Apfelschnitten und gab dem Vorpostenbraten, dem bis zum Ueberdruß gelieferten Hammelfleisch, reizvolle, neue Formen. Auch lernte ich hier für meinen Feldkaffee die folgenschwerste Neuerung! Bisher hatte Tillack meine Lieferungsbohnen stets mit dem Gewehrkolben klein gestampft; hier wurden die Bohnen auf den Tisch gelegt und mit einer leeren Flasche so lange darauf hin gewalzt, bis sie zermahlen waren.

Doch blieb es nicht bei den Visiten. Einst kam ich vom Friedhof, der die hochgelegene Kirchruine umgab, hatte wieder meine Studien an den Grabinschriften all' der Gauthiers und Portiers gemacht, auch Oberst v. Erkerts frisches Grab besucht, da erschien eine Ordonnanz vom Regiments-Kommandeur, z. Zeit Major v. G., mit einer Einladung zum Abendbrod. Sonst pflegt bei dergleichen wohl bemerkt zu werden: „im Waffenrock und Helm", hier hieß es: „man möge Besteck und Stuhl mitbringen". Da war denn der ganze Regimentsstab versammelt; sämmtliche noch übrigen Offiziere der drei Bataillone und zwei Landräthe aus Kottbus und Spremberg, die Liebesgaben gebracht hatten. Es war ein großes, leeres Zimmer; im Marmorkamin brannte ein helles Feuer; Flaschen dienten als Leuchter und in der Mitte des Gemachs standen zwei

mächtige Kübel mit heißem Glühwein. Fort und fort erschienen Ordonnanzen, welche anstatt der Tabletts auf großen langen Holzspaten Brodschnitten reichten, weit über die Köpfe der Umstehenden hinweg, bis in die Reihen der jüngsten Lieutenants. Auch Schinken und Butter wurde mittelst Spaten servirt. Da ich kein Glas besaß, so erhielt ich statt dessen einen blechernen Abguß fürs Regenwasser, der von einem Fenster abgenommen war. Dazu spielte die volle Regimentsmusik auf dem Korridor; wir amüsirten uns herrlich, sangen, toasteten, jubelten und tanzten, bis uns endlich der Mond durch zerrissene Wolken hindurch den Heimweg auf der naßlehmigen Dorfstraße zeigte.

Das ist ein Fest im Kriege!

Kapitel VI.

Vorposten in Saulny.

Wenn wir nun von St. Privat-la-Montagne nach Saulny zogen, um dort vier Tage auf Vorposten zu liegen, so defilirten wir zunächst bei Ferme Marengo im strammen Parademarsch vor dem Divisionsgeneral, übermittelten der Feldpost unsere Briefe und marschirten auf der wohlbekannten Chaussee bis zur Thalsenkung von Saulny. Hier wurde die Chaussee verlassen, weil sie den Blicken der Kanoniere von Plappeville allzusehr ausgesetzt war, und die Franzosen niemals zögerten, ihre Bekanntschaft mit unseren Ablösungszeiten durch wohlgezielte Granaten zu beweisen. Wir setzten die Mützen auf — die Helme blinkten zu verrätherisch — und wer's vermochte, griff nach irgend einem Knüppel, um sich auf dem abschüssigen und aufgewühlten Kolonnenwege besser fortzuhelfen. Wagen und Pferde blieben zurück, während das Regiment den frisch durch den Wald geschlagenen Weg sektionsweise hinabstieg. Das war ein anstrengendes und

zeitraubendes Geschäft; es währte viele Stunden, denn Schritt für Schritt war in dem weichen Lehmboden zu erkämpfen.

Nun entstand die Frage, auf welchen Posten die Kommandos lauteten. Schlimmer als die Barrikaden-Feldwache am Ausgange des Dorfes nach Woippy und gefährlicher als jeder andere Posten war die Feldwache la Tuilerie, eine höchst exponirte Ziegelei; jenseits des Ortes, hart am waldigen Abhange des Bois de Vigneulles, welches ebenso wie das dahinter liegende Lorry vom Feinde besetzt war. Diese Feldwache war aber nicht nur gefährlich, sondern ihr Dienst auch mit fast übermenschlicher Anstrengung verbunden. Es war ein Zusammenwirken der angespanntesten Aufmerksamkeit mit den herbsten Entbehrungen an Schlaf, Wetterschutz und Verpflegung. Ich habe diesen Posten mehrmals besetzt und immer vier Tage und vier lange, schlaflose Oktobernächte bei Wind und Wetter im schmutzigen Lehmwasser gestanden. Als wir die Ziegelei am 30. September bezogen, pfiffen uns vier Granaten heulend über die Köpfe, so daß wir eiligst Deckung nahmen, und das memento mori von zwei frischen Gräbern an dieser Stelle kaum noch brauchten. Ich schlich sodann in sternenklarer Nacht bis an den Saum des Waldes und ließ im tiefsten Schweigen Erdlöcher graben für einzelne Posten der alleräußersten Linie. Doch kaum dämmerte der erste Morgenschimmer, als auch die Chassepotkugeln so nah und wohlgezielt zu sausen anfingen,

daß ich bei schwacher Deckung nur mit genauester Noth zur Ziegelei zurückkam.

Sofort standen wir kampfbereit, da der Feind einen Ausfall gegen die Posten unseres Corps vorwärts Châtel unternahm und Anfangs glücklich operirte; standen dann Tag und Nachts wie auf der Lauer und strengten unsere Augen und Ohren an, um nicht überrascht und aufgehoben zu werden. Namentlich Nachts, wenn es um sieben Uhr dunkel ward und nun die Stunden verrannen, bis es heraufzuschimmern begann, wie spähte man in der Finsterniß und welcher Kampf mit der Phantasie um jeden Schatten, um jedes Rauschen der Bäume. Die Patrouillen schlichen leise und langsam, die Posten flüsterten Losung und Feldgeschrei und wer von den schlaftrunkenen Leuten im nassen Graben den Kopf einmal auf den Lehm sinken ließ, der uns zur feuchten Brustwehr diente, der wurde leise mit dem Säbel geweckt, auch wohl durch Branntwein neu belebt. Doppelte Spannung nach Tagesanbruch, als der französische Zapfenstreich erklungen war und wir ganz deutlich Wagen fahren hörten und in der Ferne Kolonnen auf der Chaussee marschiren sahen. Ja, auch auf Plappeville schien es belebter; doch als mir Tillack etwas Kaffee in seinem Wasch- und Kochgefäß servirte, da meinte er auf diese Wahrnehmung: „Ja wohl, da theilt Bazaine jetzt Erbswurscht aus."

Prächtig war überhaupt der Humor bei unsern braven Märkern! Wie hielt er sie aufrecht in diesen Vorposten-

leiden, die ja weit schlimmer waren, als alle Kämpfe und Märsche vor und nachher.

In der folgenden Mitternacht — Alles stand oder kniete wieder auf dem alten Fleck — hören wir links von fernher plötzlich ein lautes Stürmen. Der Feind überrumpelt die Feldwachen bei St. Agathe und Schloß Bellevue und will glauben machen, daß es Preußen seien. Ganz deutlich, mit vernehmlichem französischen Accent ertönt der Ruf: „ürräh, ürräh" und gleich darauf eine laute Salve. Dann wieder: „O, o, Hilfe; mon Dieu, blessé, blessé!« kein Zweifel, man schlägt sich links von uns. Nichts ist zu sehen. Man stiert in die dunkle Nacht, man will doch sehen und stiert immer gieriger nach der Seite, von wo's doch endlich auf uns stürmen muß. Da wird es wieder still. Es legt sich wie ein Gewittersturm, wie ein Anfall tobenden Fiebers. Wird es so bleiben? Wünscht oder fürchtet man das Gegentheil? Stunden verrinnen — da beginnt es wieder gegen Morgen — und nun setzen auch Kanonen ein. Vor Allem aber jene Töne, unnachahmbar, unvergeßlich, der ins Gefecht gebrachten Mitrailleusen. Gr—r—r—att, gr—r—r—ratt, so brüllt's aus den 25 Rohrlöchern und erfüllt uns mit Grausen und körperlichem Unbehagen. Aber all unsere Bereitschaft konnte kein direktes Eingreifen erzwingen, und wir mußten uns genügen lassen, daß die Geschütze der Forts Plappeville und St. Eloi den ganzen Tag über donnerten und Abends die Kunde kam, daß unsere Division

Kummer den feindlichen Angriff über Ladonchamps hinaus zurückgewiesen hatte.

Die Nacht darauf höchst mühseliger Rondengang von einer Feldwache zur anderen. Links der Schleppsäbel zur Stütze und in der Rechten ein dicker Stock, so ging's durch den klebrigen Lehm. Keuchend bergauf, rutschend hinab, immer nur wenige Schritte — und der dicke Lehm mußte von den schweren Stiefeln entfernt werden. Es regnet dünn, aber durchdringend, es geht durch nasse Schützengräben, an Barrikaden entlang und kletternd über die Gehölzverhaue. So winde ich mich stolpernd im Dunkeln an die fünf, weit auseinander liegenden Wachen. Ab und zu knallen Zündnadelbüchsen und Chassepots von drüben. Es pfeift ganz nahe am Ohr, aber wer achtet darauf bei solchem Gange? Nach leisem Anruf der Posten ein flüsterndes, sehr herzliches Begrüßen der Kameraden. Wie erfrischend ist dieses kurze Aussprechen nach so viel einsamen und langen Nächten und wie erquickt der heiße Glühwein, den die günstiger Situirten verstohlen sich bereiten konnten. Von der hochgelegenen Feldwache I. und auf dem Gange oberhalb des Dorfes gewahre ich deutlich die hellen Fenster einer Metzer Vorstadtstraße, französische Bivouakfeuer und die farbigen Raketen, mit denen Metz nach Thionville hinüber signalisirt. Auf gleiche Weise sprechen die Forts miteinander. Fort Lerroy und St. Julien wechselten mit rothen und blauen Leuchtkugeln, die lange am Nachthimmel standen und deren Deutung immer

von Neuem und immer vergeblich versucht ward. Und wie sausten die nächtlichen Granaten! In fast regelmäßigen Intervallen dröhnten und blitzten die Schläge von Plappeville und St. Quentin: ein schneller Blitz, flackerndes Leuchten und Knallen — dann klagt es wie flatterndes Pfeifen durch die Luft, und es knattern die einschlagenden Splitter. Dann aber graute der Tag, die Metzer Vorwerke hoben sich ab vom düsteren Grunde, die ernste, dunkle Kathedrale trat heraus und über alledem ging golden und ungetrübt die Morgensonne auf.

Auch solches Leben wird zur Gewohnheit, so zur Gewohnheit, daß es mir fremd vorkam, wenn die Vorpostentage einmal günstiger verliefen. Das war in der Villa des Herrn Besançon der Fall, dem sogenannten Allarmhaus. Hier lag die Kompagnie mit umgehängtem Lederzeug, zum Aufbruch fertig, schweigsam und Nachts im Finstern. Letztere Vorsicht war einst vergessen, da sauste eine Granate in den Garten, die unkrepirt im aufgewühlten Loche liegen blieb. Als mir die einzige Bewohnerin des Hauses erschreckt dies Ungeheuer zeigte und immer wieder rief: »Quelle triste guerre; monsieur, vraiment je ne savais pas où me rendre, — quel malheur!« da nahm ein Musketier sein Taschenbuch heraus und steckte ein beschriebenes Blatt an die Granate. Ich trat hinzu und fand die Inschrift: Liebesgabe aus Metz.

Die Liebesgaben aus der Heimath spielten nämlich eine große Rolle und nie ist Pflaumenmuß auf einer Teller-

scherbe, nie ein Stück Wurst in Blechkonserve, nie Shawl und Leibbinde als größeres Glück empfunden, wie in den Metzer Tagen. Nur den Cigarren war ich böse. Auch wenn sie noch so mühsam getrocknet waren, hatte Tillacks Rath was für sich: man möge sie nur zu Bazaine hinüberschicken, der würde sich gleich übergeben.

Die Kompagnie hatte inzwischen Hauptmann M. erhalten. Er war vom Nebenetat des Großen Generalstabs zum Regiment gerufen und wir verplauderten im Besançonschen Hause die langen Nächte. Kein Feuer im Kamin, das Haus fast leer, die Sachen versteckt oder nach Metz gerettet: kurz, es umstarrten uns die leeren Wände. Der in Briefkouverts ankommende Thee wurde von demselben Teller genossen, wie das treue Hammelfleisch; wir wuschen uns im Deckel der Burschenkochgeschirre und so bestand die günstigere Lage dieser Vorpostenzeit allein in der Reservestellung und in dem Aufenthalte unter Dach nud Fach. Dennoch aber erlitten wir gerade von hier aus den Verlust von Todten. Eine Granate war in die ausgeschickten Schanzarbeiter gefahren und an dem Eisenboden des Geschosses hingen die zerrissenen Glieder wie rothe Fetzen.

Als wir am 23. Oktober das letzte Mal La Tuilerie bezogen, da zeigte sich jedoch der Anfang vom ersehnten Ende. Zunächst nur in verdoppelter Arbeit. Prinz Friedrich Karl hatte proklamirt, daß alle diplomatischen Verhandlungen abgebrochen seien und so gewärtigten wir denn den

letzten und verzweifelten Vorstoß Bazaines. Der Regen goß in Strömen, wir standen Tag und Nacht bis an die Kniee im Bodenschlamm und litten an Mattigkeit und Ruhr bis zur Erschöpfung. Und wie sahen wir aus! Mancher Soldat trug die Leibbinde um den Hals geschlungen und ich stand da mit doppelten Strümpfen, wollenen Unterkleidern, zwei Leibbinden wegen der allgemeinen Ruhr, hatte ein wollenes und darüber ein Leinwandhemd, blauwollene Bauernjacke, dann erst den Waffenrock, den Paletot und Nummer 8 den Kautschuckmantel als Beschluß!

So stand ich meine letzten fünfzig Stunden an der Tuilerie. Die Forts schossen in immer größeren Pausen, wie wenn ein Sterbender in seinen letzten Zügen noch tief und langsam Athem schöpft; — die Patrouillen wurden vertraulich; sie ließen jetzt ihr Pürschen, was letzthin schon fast freundschaftlich geschehen war, und wenn die Gefangenen uns früher pomphaft erzählten, wie satt sie seien, von Rindfleisch satt und weißem Brode, so fielen nun die Ueberläufer heißhungrig über Speck und Schwarzbrod her. Sie erzählten von einem Programme de l'Armee, wonach sie ohne Waffen den Platz verlassen sollten und manches Zeitungsstück aus ihren Taschen wies auf das letzte Zucken unseres Gegners. Wo war die Sprache hin, die vorher laut erklungen war und welche die Unbesieglichkeit der Stadt und Festung so sicher proklamirte? Zwar druckte noch am 19. Oktober „L'Indépendant de la Moselle": ces jours derniers, le mot capitulation a été prononcée

par quelques gens timides, peut—être même par des agents prussiens. Que tout le monde sache bien, que l'armée et la population messine sont unies par la même pensée: ne pas traiter avec l'ennemi et toujours combattre ...... und doch wurden an demselben Tage die Brodrationen selbst fürs Civil nach Grammen festgesetzt, doch spricht dieselbe Zeitungsnummer schon von der résistance jusqu'au dernier morceau de pain.

Am 23. Oktober kostet das Kilogramm gewöhnliches Roßfleisch 50 Centimes, Pferdefilet aber 1 Franc — und hinter diesem arrêté will „L'Indépendant" die Leser damit stärken, daß die prussiens, traînés de force à une guerre sacrilège, tournent des yeux baignés de larmes vers le pays, vers la famille — — — A Cologne, 8000 femmes et enfants se tordent dans les angoisses de la faim; à Mayence, on a trouvé des petits enfants de deux ans, morts de misère dans les ruisseaux, trois cents familles sont en deuil. — — — Voici exactement la situation de la Prusse, dont toute la population mâle est sous les armes.

In Wahrheit aber waren gerade von Mainz und Köln die Lebensmittel schon unterwegs für das bedrängte Metz. Und wie die Leiter unserer Schlachten geheimnißvoll den Plan für unseren Marsch schon in der Tasche hatten, so wuchs auch unsere Hoffnung durch mancherlei Befehle hüben und Wahrnehmungen drüben.

Am 26. Oktober hatte ich die Barrikadenwache und fand es gänzlich still. Das Dorf Lorry war offenbar geräumt und auch um Metz schien Alles ganz verändert. In der Nacht keine Granaten, kein Signallicht mehr auf den Forts.

Kapitel VII.

Nach der Kapitulation.

Die Thatsache der Kapitulation erfuhren wir erst auf dem Rückmarsch nach unserer Ablösung. Der in Strömen auf uns herabbrausende, anhaltende, kalte Regen konnte die Freude nicht trüben; wir stürzten jubelnd einander in die Arme und wünschten uns Glück aus übervollem Herzen.

In St. Privat sah es bald festlich aus. Die Feldpost hatte zum ersten Mal Packete gebracht und ich baute mir auf, was Alles angekommen. Eine Karte von Frankreich, Stiefel, Kalender, Fleischextrakt, Kognak, Cigarren, Kaffee und Wurst. Nur Tillack's Freude war nicht vollständig, gewissermaßen halb: auch ihm hatte die Mutter ein Packet geschickt, doch zeigte er mir wehmüthig ein Hosenbein! Erst hinter Troyes wars ihm vergönnt, die andere Hälfte anzunähen.

Nachdem dann Madame Hypolite auch ihrerseits die Freude über unseren Abmarsch durch Offenbarung eines Lakens ausgedrückt und durch un cruchon plein de l'eau chaud pour monsieur, das sie ins Stroh gesteckt, gedacht' ich, lachend vor Behagen, den langen Schlaf zu thun, denn dieser letzten Tage Qual war groß. Aber das Stroh hätte kein frisches Weizenstroh sein müssen! En souriant aux souris. Als wären auch sie cernirt gewesen, so kamen die Mäuse und gingen auf Vorposten und endlich zum förmlichen Angriff über. Zuerst beschnupperte ein Vortrab meinen Koffer, dann hörte ich deutlich, wie sie den Schrank hinauf zu laufen suchten, von halber Höhe aber immer wieder herunter stürzten. Jetzt kam die Visitirpatrouille bis zu mir, ich schlug drauf zu und pispernd liefen sie zurück. Sie holten sich Verstärkung. Unter dem Schrank hervor, rechts aus der Flanke kamen sie und nagten, zerrten, knusperten, bis sie mir auf dem Leibe saßen. Nichts half, nichts war zu machen. Mit Metz waren wir fertig, mit den Mäusen nicht, — und so beschloß ich nachzugeben, es komme, was da wolle; schlief los und bis zum Kaffeestampfen unserer Burschen tief in den freien Tag hinein.

Die frohe Feststimmung nebst ihrer köstlichen Ruhe hielt bis zum 29. Oktober an; dann galt es auf einem Leiterwagen nach Verneville zu fahren, aus der Korpskriegskasse 4000 Thaler abzuholen und sicher durch den Schlamm der Straßen dem Bataillon zu überbringen.

Inzwischen war aber St. Privat vom Regiment verlassen und auf der Höhe von Amanvillers ein Regenbivouak bezogen, um zwei Divisionen französischer Soldaten zu bewachen.

Also Adieu nun, gute Madame Hypolite! Sie war gerührt — und wie in Spandau es Franzosen waren, die dem petit commandant manch herzliches Lebewohl mit auf den Weg nach Metz gegeben, so schmerzte der Abschied nun auch diese alte Frau in Feindesland. Wir haben in banger Zeit einander beigestanden und es sind wahrlich oft die kleinsten, kaum in die Erscheinung tretenden Dinge, die in solcher Lage die Menschen verbinden. So meinte sie's denn ehrlich mit ihrem Abschiedswunsche: »Mon Dieu, le petit monsieur me quitte! — que Dieu Vous conserve, pour Votre bonheur et celui de Vos parents.«

Da draußen aber auf dem aufgeweichten Schlachtfeld von Gravelotte, da leuchteten weit in die Regennacht zahlreiche Feuer und sprühten auf in Funken. Weit, weit im Umkreise standen hier an 15000 Franzosen auf fast ungangbarem Boden, aus dem noch immer Reste und Kampfesspuren vom 18. August hervorlugten. Wir umstanden sie die ganze Nacht. Das Bild war unbeschreiblich. Der Regen ließ die Wachtfeuer nicht recht aufkommen und die trübe Athmosphäre dämpfte das Licht, so daß die blassen, matt und hoffnungslos ausschauenden Franzosenhorden wie Traumgestalten anzusehen waren. Sie

huschten hin und her; einige sprachen lebhaft, andere lagen stumm auf der Erde, die Kranken wurden an die Feuer gebracht, Befehle hin und her —, so wechselten die Bilder dieser Nacht. Das waren also die Reste der glorreichen französischen Armee, der stolzesten vielleicht, die es gegeben! Hier wurden die Erzählungen der Freiheitskriege lebendig; wie sahen wir das Alles leibhaftig vor uns stehen; — und da erschien im Geiste auch der elegante Spandauer Colonel mit seinem: »Voilà la grande roue d'histoire, qui se tourne incessamment!«

Der anbrechende Morgen zeigte das Bild noch sehr viel greller. Mühsam und stockend brachte meine Kompagnie die endlose Menschenschlange in Bewegung. Wir zogen durch die Schlucht bei Fêves ins Moselthal und dieser schleppende Marsch ward all' den Erschöpften schwer, am schwersten aber den Kürassieren und Husaren, die ihre Pferde buchstäblich im Magen hatten. Ein junger Husar, mit dem auch jetzt noch aufgesetzten Schnurrbart, der in seiner schönen und wohlgepflegten Uniform gut genug aussah, erzählte es schluchzend, wie endlich auch sein Pferd geschlachtet worden war, und schloß den Jammerbericht mit dem gewöhnlichen Refrain: »nous sommes vendus, mon capitaine, tous vendus.« Wenn solche Aeußerungen von Wuth über den „Verrath" und Blicke von Haß auf uns auch wahrgenommen wurden, so war der Grundzug dieser Scenen doch wesentlich nur Müdheit und Erschöpfung — gleichwie bei diesem Gange das müde Laub auf uns

herabfiel und die Natur ihr düsterstes Herbstkleid angelegt hatte.

Bei Maizières übergaben wir die Divisionen dem X. Korps und gingen auf der großen Heerstraße direkt auf die Stadt Metz. Vorbei an St. Remy und Ladonchamps, dessen geflüchtete Bewohner nach siebenzigtägiger Einschließung heimkamen und die Ruinen ihrer Häuser laut beklagten, vorbei an den frisch angelegten Schützengräben, den Wolfsgruben der Kaiserstraße, vorbei an Equipagen, voll ängstlicher Personen, die Metz verließen oder betreten wollten, vorbei an glänzenden Offizieren und stattlich aufgezäumten Pferden, vorbei an mürrischen Gestalten voll Eil' und mühsam unterdrückter Wuth. Sodann nach Woippy und Vigneulles: nun jenseits unserer Barrikaden und der Tuilerie, von wo wir La Pucelle so lang und bang bedrängten; wie war das eigen! Und als in Lorry's Nachtquartier dieselbe Kirchuhr schlug, die uns den Stundenlauf so mancher Nacht auf Vorposten verkündet hatte, da ward's selbst Tillack feierlich zu Muthe.

Der trübe Morgen brachte uns nach Plappeville, von dessen Fort die schwarz und weiße Fahne viel freundlicher herabgrüßte, als kürzlich noch das eherne Geschütz — und nahe Ban St. Martin, dem vielgenannten Hauptquartier Bazaines, so recht ins Herz des Lagerlebens. In den Straßenkanälen lagen die Chassepots zu tausenden und wurden vom gelblich strömenden Regenwasser überschwemmt; ebenso zahllose Seitengewehre, Helme und rothe Epaulettes.

Die Zäune, wie die Baulichkeiten vielfach zerstört; die Baumrinden abgenagt von hungernden Pferden, die den Schlamm vom Boden leckten, an den Mauern standen oder, den Hungertod erwartend, auf dem Hintertheile kauerten. Von manchen Kadavern war nur das Fleisch vom Rückgrat fortgeschnitten, während der übrige Leib jetzt faulend und stinkend dalag. Dazwischen Ueberreste aller Art, auch Menschenleichen, die vor'm Abmarsch nicht mehr bestattet waren. Die Lager zogen sich die sanfte Anhöhe hinan und waren meist von Lehm im Lehm erbaut. Abessynische Brunnen, Leinwandzelte; dann zeigte eine Anzahl solcher Gourbis, wie meine Spandauer errichtet hatten, die Stelle, wo Turkos, das régim. des Tirailleurs d'Afrique, gelagert hatte. Merkwürdig stachen die buntfarbigen Uniformen vom Lehmton der Umgebung ab und nur die Farbe des Gesichts der hier gebliebenen Turkos glich dem Lehm ihrer Hütten. Dazwischen elegante Feldpost- und Equipagewagen, bespannt mit Pferden, die jedoch zu kraftlos waren, um den marschirenden Soldaten zu folgen. Das Wunderbarste waren einzelne Offiziere und Soldaten, die sich auch jetzt noch nicht von ihren Leidensstätten trennen konnten, trotzdem der Weg zum Besseren auch ihnen offen stand. Das ist gewiß ein schlagender Beweis, wie gleichgiltig man gegen das eigene Loos und Leid zu werden vermag; wie man abstumpfen und jeden Maßstab für die gewöhnlichsten Erfordernisse des Lebens verlieren kann.

Leider gings nicht nach Metz hinein, sondern unmittel-

bar davor rechts um und auf der großen Straße hart an der Mosel nach Moulins les Metz und Ars-sur-Moselle.

Der Regen strömt weiter; die altrömische Wasserleitung hinter Ars schaut stolz hernieder und endlich rücken wir mit klingendem Spiel in Ancy ein. „Lieb Vaterland kannst ruhig sein." Aber so stramm wir auftreten und taktfest einmarschiren: noch immer will die Gegenleistung eines menschenwürdigen Quartiers nicht kommen. M. Pierron und seine schönere und luxuriöse Hälfte, sie kamen zugleich mit mir in ihrem Hause wieder an und fanden Alles wüst und leer. Kein Bett, kein Bissen Brod im Hause; Marmorkamine ohne Feuer, — aber in einer Schublade die Stiefelrechnung von Madame Pierron: 215 Francs für kaum drei Monat!

„Und der Regen, er regnete jeglichen Tag," auch als wir weiter zogen, um nach beschwerlichem Marschiren in Pont-à-Mousson zu münden. Hier aber gab's zum ersten Mal civile Menschen mit Alltagsgesichtern, Kaufläden und Hotels. Wer aber dieses Glück nicht voll und ganz nachzuempfinden mag, der hat noch keine 45 Tage ohne Bett verbracht, der kennt euch nicht, himmlische Mächte: Schlaf, Speisekarte, Bad, Friseur!

In bester Stimmung geleitete ich meinen Hauptmann ins Quartier. Auf dem Heimweg leuchtete es aus den hohen Fenstern der gothischen Kirche St. Martin wie Lichtschein. Es war Allerseelen-Sonntag, und in der Erwartung eines Nachtgottesdienstes trat ich ein. Aber

da war's ein Bivouak für französische Gefangene! Das kümmerliche Licht warf flackernd seine Schatten auf die Gewölbe und zeigte die spitzen Kontouren fast gespenstisch. Dazu der schwache Schein des halben Mondes durch die Scheiben und im hohen Chore rauchende und schwatzende Franzosen! — So endete für mich die Metzer Kriegsepoche.

Kapitel VIII.

Von der Mosel an die Loire.

General von Moltke hatte durch ein Schreiben, das schon am 25. Oktober beim Prinzen Friedrich Karl eingegangen war, in großen Zügen die Aufgaben bezeichnet, welche der König der Armee vor Metz für die Fortsetzung des Krieges zugedacht hatte. In ungehemmter Ausführung des Auftrags ging's weiter und „in der allgemeinen Richtung über Troyes, in breiten Fronten an die mittlere Loire."

Am 2. November, lange vor Tagesanbruch, verließen wir Pont-à-Mousson mit klingendem Spiel und zogen aus dem Moselthal auf hohe Berge. Das Wetter klärte sich und wie von schwerem Druck erlöst, athmeten die Soldaten auf. Dem Auge boten sich neue Landschaften dar, noch nicht verwüstet durch Gefechte und andauernde Ueberfüllung; anstatt der Brandstätten und des vegetationslosen, zertretenen Bodens sahen wir blühende Dörfer und

bestellte Aecker. So dachten wir denn an bequeme Märsche, blickten fröhlich in die sonnige Zukunft und hofften auf behagliche Winterquartiere im Süden Frankreichs, ohne eine Ahnung von der neuen Bewaffnung daselbst.

Erst ganz allmählich schwand diese Vorstellung. Erst als die Märsche länger wurden und wir in diesen Wochen nur zwei Ruhetage hatten, bis endlich der Guerillakrieg mit den zahlreichen Franktireurs die Nähe einer neuen Loirearmee andeutete.

Anfänglich aber war der Marsch Befreiung. Es fehlte sogar nicht an den ergötzlichsten Scenen, vor Allem im Verkehr mit den französischen Quartierwirthen. Hatten uns die Blousenmänner auf dem Marsche neugierig angeschaut, theilweis auch wohl die Strammheit unseres Auftretens bewundert, so empfingen sie uns im Dorfquartier mit Höflichkeit und Angst. Sie suchten sich möglichst arm und hilflos darzustellen, jammerten ihr »rien du tout« und spuckten zum Schluß in jener so spezifischen Manier, die unsere Märker vergeblich nachzuahmen pflegten. Dann war es nicht bloß Tillack in den erwähnten Formen, dann half sich Jeder, wie er konnte, und vollführte ein Französisch, das die Spuren seiner Jugend mit harmloser Sicherheit vereinte. Verlegenes Grinsen war die Antwort, an welche man sich nicht recht kehrte, sondern höchst eigenmächtig vorging. Um den Soldaten aber den regulären Erwerb ihrer Bedürfnisse zu ermöglichen, erhielt ich bald nach Beginn des Eilmarsches den Auftrag, eine Art Schule für Unter-

offiziere einzurichten. Ich sammelte sie Abends um mich und instruirte — Methode Eilmarsch — mein Französisch auf poetisch-bildliche Weise.

Das Rind heißt Böff, das Ei heißt Öff,
Das Kalb heißt Wo, das Wasser O —

u. s. f., bis mit der Zeit auch ganze Phrasen einstudirt wurden, die gleich praktisch zu verwerthen waren.

Nun mußte aber auch für die Bedürfnisse im Großen gesorgt werden. Dazu dienten die Requisitionen in den größeren Städten, wie Bar-sur-Aube, Troyes und Sens, wohin ich mit geringer Mannschaft vorangesendet wurde. Es waren 400 Paar Strümpfe zu beschaffen und wollene Handschuhe für den Winter, 200 Paar Stiefel, desgleichen Unterhosen, 40 Pfund Stiefelschmiere und Stiefelzwecken, 80 Meter Flanell für Ohrenklappen, — und wenn ich nach den weiten Märschen all' diese Dinge endlich hatte, dann galt es noch, die Mittel zum Transport der Beute zu besorgen.

Der Lohn für diese Mühen lag aber nicht nur im Gefühl der Pflichterfüllung, er war ersichtlich an der Freude, wenn ich mit meinen Schätzen ankam. Kaum war ich einst vom Kutschersitze eines von Troyes mit mir geführten Telegraphenwagens abgesprungen und wollte meine Meldung machen, da öffnete Major v. G. die Arme und rief mir scherzend schon von Weitem zu: „das dankbare Vaterland seinem F." Wieviel Verzicht auf Ruhe nach dem Marsche, wieviel Stunden aufreibenden Umherlaufens in fremden

Städten, wieviel Bitten und Ueberredung auf den Bürgermeistereien gehörten aber auch dazu!

So zogen wir durch die Departements Haute-Marne und Aube; die Leute meist noch gesund und frisch, wir Offiziere aber nur noch spärlich vorhanden. Die Schlacht bei Vionville allein hatte weit über die Hälfte abgefordert, einige waren dann erkrankt, so daß wir bloß drei Lieutenants waren, die den gesammten Dienst beim Bataillon versahen. Davon der eine als Fourier vorweg. Wenn also gleich nach Ankunft in dem neuen Dorf Major v. G. den Ortsplan sehr geschickt entworfen hatte, dann mußten wir abwechselnd noch zur Ronde, d. h. Abend für Abend, vor und nach Mitternacht die Posten an den Dorfausgängen revidiren. Je näher wir den Flüssen Seine und Yonne kamen, desto nothwendiger ward diese Vorsicht, denn aller Wege bedrohten uns fortan die Franktireurs.

Die Straßen waren zerrissen oder versperrt durch Barrikaden, schon bei Chaumont hatte ein erhebliches Rencontre stattgefunden und die unheimlichen Gestalten, die sich an unsere Flanken hängten, waren organisirte Freischaaren. Wenn wir vom Waldessaum beschossen waren, und unsere Patrouillen die Bewaffneten verfolgten, dann mußten letztere im dürren Laub die Flinten zu verstecken und ihre Rolle als harmlose Bauern durchzuführen. Wurden sie aber auf frischer That ertappt, wie stachen die Dragoner auf sie ein und brachten die geschlossenen Trupps an uns vorüber. Auch Geistliche darunter: die Hände über

dem Gebetbuch auf der Brust gefaltet und gebunden, den Kopf auf die Soutane gesenkt, den finsteren Blick fest auf den Boden heftend.

Wir näherten uns nun der Yonne. Bei dem Eintritt ins Städchen Rigny, auf dessen Rathhaus stolz die Trikolore wehte, fielen vereinzelte Schrotschüsse. Ein Schilderhaus trug hier die pomphafte Inschrift République française und an den Mauern prangten Proklamationen du gouvernement de la défense nationale.

Offenbar war gegenwärtig der Sturz des Kaiserreichs begriffen, die Wuth über den Fall von Metz und den Verrath Bazaines in Widerstand verwandelt, den die republikanische Obrigkeit unter Anwendung ihrer Autorität organisirt hatte. Auf allen Gesichtern fanatischer Haß und Trotz, untermischt mit heimlicher Freude über die nahe Rache. So wurden die Quartiere mit Vorsicht bezogen und mir der schwierige Befehl ertheilt, den Bürgermeister Rignys mit seinem Leben dafür verantwortlich zu machen, daß Nichts wider uns geschehe. Ich nahm den Zitternden denn mit auf die Mairie, wo er und seine Rathsherren die ganze Nacht inmitten meines Schützenzuges saßen, unruhig und besorgt, ob draußen was passiren oder die bange Nacht ruhig verstreichen würde.

Nun immer eiligerer Vormarsch, Tags bis fünf Meilen, ohne Ruh und Rast; doch frisch und kräftig, wie der rauhe Herbsttag selbst, ging's jeden Tag auf neue Ziele los. Bei Sens auf wundervoller Brücke über die Yonne. Wie

leuchtete die Stadt beim Sonnenaufgang, wie lockte ihre Kathedrale, wie herrlich war der Rückblick, als wir die steile Uferhöhe überwanden und mühsam das Plateau erklommen. Oft wünscht' ich wohl zur Friedenszeit all' diese neuen, schönen Länder gehörig sehen und genießen zu können, verkannte aber nie den Reiz des schnellen Wechsels und des kriegerischen Zuges, der Alles in so ganz besonderem Lichte zeigte. Und auf das Licht, auf die Beleuchtung kommt's doch an. Sie giebt die äußerliche Stimmung, wie das Gemüth die innere und ohne diesen Widerhall, ohne die Wechselwirkung zwischen uns und dem Erlebten bleibt Alles todt, wie eine bloße Jahreszahl oder die Nummer im Katalog.

Auch soll man mit dem Wünschen in einem Kriege besonders heikel sein! Wenn man dem Wunsch ein Thürchen öffnet, wird ein Portal daraus und wer nun gar im Kriege mäkelt, verdirbt sich gänzlich seine magere Suppe.

So etwa dacht' ich, als noch vor Chateau Landon die Ruhr zu mir geschlichen kam und mich nun endlich zwang, aus dem Tornister ein Flacon zu holen, welches als ultima ratio belli bisher noch nicht entweiht war. Zwischen Charpie und vorschriftsmäßiger Bandage lag es verwahrt im Holzetui. Oft hatte ich's schon prüfend in die Hand genommen, aber gedacht, die letzte Noth sei noch nicht da: nun schraubte ich die Büchse auf, wollte die nöthige Zahl der Tropfen vom Etiquette ablesen, da sah ich aber einen Todtenkopf auf zwei gekreuzten Knochen und las die In-

schrift: „Augenwasser für Frau Geh.-Rth. F.“ Das konnte freilich nicht viel helfen! Der Apotheker hatte sich geirrt — und was ich da vertrauensvoll als Opium durch Frankreich getragen, das war ein Augenelixir für meine Mutter.

Aber das Mißgeschick kommt nie allein; es zeigt sich nicht als Einzelfrucht, vielmehr stets traubenförmig! Noch auf demselben Marsche mußt' ich vorweg, um in den Dörfern an Pferd und Wagen so viel aufzutreiben, wie irgend zu beschaffen war. Nicht bloß Tornister und Gepäck, nein, auch die Mannschaft sollte fortan gefahren werden, womöglich alle, mindestens aber die Kompagnien wechselnd. Ich ritt in alle möglichen Gehöfte und schuf in den Familien herbes Leid. Die Frauen und Kinder trennten sich weinend von dem Vater, der sein Gespann begleiten mußte, und diese Scenen wiederholten sich in jedem Haus, in jedem Dorf. Es war den Leuten, als ging es mit den Preußen ins Verderben, als trennten sie sich für die Lebenszeit. Kein Eindruck ist mir so lebendig, wie jener Abschied in La Brosse. Die junge Frau sah starr und thränenlos dem Gatten zu, indessen er es dumpf und finster aussprach, was ihm das Herz bewegte; sie ließ die Arme kraftlos sinken und sah dem Wagen nach mit großen, von Schmerz und Staunen wie umflorten Augen.

Froh, dieses Dienstes quitt zu sein, sprang ich vom Pferde, aber zu kurz, und weckte eine Kriegserinnerung von 1866. Auf einem langen Ritt von Nikolsburg nach Brünn

war ich gleich unvorsichtig abgesprungen und hatte mir den Fuß verstaucht. Nun wiederholte sich das Uebel und zu dem Schmerze kam der Aerger über seinen Ursprung. So fuhr ich denn auf einem der geholten Wagen — ein großer Theil des Bataillons fuhr gleicher Weise — und kam noch früh genug nach Chateau Landon, um wenigstens von Außen die schöne Kirche mit ihrem schlanken Thurme zu bewundern. Auch hier die Kühnheit der Verhältnisse, welche der Gothik im Abendland zum Sieg verhalf; auch hier die kecke Schlankheit und elegante Leichtigkeit, wie sie sich kürzlich noch in Troyes in der Eglise St. Urbain ausgesprochen hatte.

Am tröstlichsten jedoch war hier im Städtchen das Quartier. Jugend und alter Burgunder vermögen viel; sie ließen mich auch meinen Schmerz vergessen und gaben mir Elan, um Abends noch mit meinem Wirthe Gegenwartspolitik zu treiben. Der Grund dazu lag in dem Funde, den ich soeben erfreut gemacht hatte. In meinem Zimmer lag ein großer Haufen Stimmzettel vom letzten Plebiscit. Sie lauteten sämmtlich:

Plébiscite du 8. mai

Bulletin de vote.

oui.

kein einziger mit non! Mein Wirth bekannte sich denn auch als eifriger Verfechter des Empire, war gegen jede Republik und trauerte um den gefangenen Kaiser, den er trotz aller seiner oui's vor Täuschung und Entthronung

nicht hatte schützen können. Alle Rathgeber, die Ohrenbläser und Verräther, Marschall Leboeuf, Bazaine und wie sie alle hießen, Niemand verdiente den Pardon, — allein der Kaiser stand noch auf hohem Piedestal, als säß' er nicht auf Wilhelmshöhe. Die Kraft der Ueberzeugung war brillant — und vielfach richtig.

Vor Tagesanbruch weiter. Wir merkten alle, daß sich das Wetter nun zusammenzog und trübe hinkt' ich mit meinem fest umwundenen Fuße auf den Wagen, der unserer Bataillonsmusik die Instrumente nachfuhr. Die Pauke wählt' ich mir zur Rückenlehne und wenn der Wagen auf der schlechten Straße stieß und stockte, dann hallte dumpf die Pauke, die ich mit meinem Rücken schlug. Aber der Humor für diese Fahrt mit Paukenschlag wollte nicht kommen. Das Wetter rauh und kalt, unheimlicher Feuerschein von brennenden Dörfern bedeutete die Nähe von Franktireurs: es ging wie ein Luftzug über unsere Häupter, daß wir mit dem Eintritt in die Beauce zugleich in die Region von neuen Kämpfen träten.

Kapitel IX.

Ascoux.

Die Spitzen unseres Korps berührten sich an diesem zwanzigsten November über Erwarten lebhaft mit dem Feinde. Französische Vedetten und Chasseurs à Cheval zeigten sich auf der Straße nach Orléans; bei Neuville standen ganze Bataillone, aus der Lisière des Orléanswaldes fielen Salven und aus den Büschen und Gehölzen knallte es auf die Patrouillen.

Die Loirearmee war also doch kein Traum des gouvernement de la défense nationale, keine Rodomontade der systematisch erregten Leidenschaft, war also nicht die werthlose Masse lose zusammengefügter Truppen, für welche wir sie gehalten, — nein, sie erschien jetzt wirklich als jene »belle armée de la Loire« von der uns ernste Männer, mit siegsgewissem Hohn auf unsere schwachen Marschkolonnen blickend, mitgetheilt, daß sie nach Hunderttausenden zähle, vom besten Geist beseelt und trefflich ausgerüstet sei.

Diese Armee stand vor uns, nur scheinbar noch verdeckt

durch den mächtigen Wald von Orléans; ihr galten die bevorstehenden Kämpfe.

Noch vor Boynes kroch ich vom Paukenwagen, als das Kommando kam, daß mit dem Gepäck auch alle Fußkranken zurückzubleiben hätten, und meldete mich beim Bataillon, das in der Divisionsaufstellung auf freiem Felde eines Angriffs harrte. Es kam zu Nichts, wir hörten nur den Donner der Kanonen, und so vermocht' ich auf dem Pferde des Adjutanten ins Dorf hineinzureiten. Hier ging's noch einigermaßen mit dem Quartier. Ich erhielt es mühsam bei einem alten Rentner, der seinen Handel in Paris beendigt und seinen Wandel hier nun weiter führte. Mit dem ängstlichen Filz von Gatten versöhnte wieder seine bessere Hälfte, die dem französisch Bittenden manch' kleine Hilfe leistete. Der Fuß war zu verbinden, auch wollte der Magen sein Recht, denn Lieferungen gab's nicht mehr.

So vortheilhaft in solchen Lagen auch das Französisch war, so brachte es doch auch manchen Dienst, der neben Allem herging. Noblesse oblige, — es war mitunter schwer genug, diesen Verpflichtungen gerecht zu werden. Kaum war die, ich muß es leider gestehen, etwas lebendig gewordene Wollgarnitur vom Körper herunter und dem Feuer übergeben und athmete ich etwas auf in dem Gefühl, wieder einmal „mit mir allein zu sein" — da mußt' ich mit dem Mann der schönen Frau vom Dorf La Brosse auf seinen Karren, um von Mousseau Rindvieh zu requi-

riren. Der Blousenmann, der seine Wuth dem Pferde auf den Rücken peitschte, beantwortete all' meine Fragen nur mit immer heftigerem Spucken. Mein Gott, wo nahm der Mann das Alles her! Er rauchte nicht einmal; biß nur an seiner kurzen Pfeife und warf mir Blicke zu, die das Gefahrvolle der Situation recht deutlich illustrirten, denn Mousseau lag auf halbem Wege nach Courcelles, dem Hauptsitz des Cathelineau'schen Freikorps.

Nicht lange darauf galt es langwierigen Verhandlnngen mit dem renitenten Ortsmaire, der offenbar im Hinblick auf die nahe Loire-Armee all' unsere gerechten Forderungen abwies. Zitternd vor Aufregung, Wuth und Angst, verleugnete er doch nicht den eleganten Franzmann, der in seinen hellen Gamaschen immer auf die trockenen Stellen der Straße hüpfte und so lang' er's irgend konnte, alles Verweigerte durch seine Zierlichkeit ersetzen wollte.

Demnächst ging's mit einem stöhnenden Bewohner Boynes an die Tête des Regiments, um durch beinah ungangbaren Morast den nächsten Weg nach Ascoux zu gewinnen. Die Erinnerung an diese Tage hier in Ascoux ist nicht erfreulich. Bisher war's doch ein frischer, meist froher Zug gewesen, der uns in schnellem, wechselreichen Marsche vom Moselufer bis zur Loire führte. Die Länder noch nicht ausgesogen, die Gegend neu und schön; so war's drei Wochen lang gegangen. Mit klingendem Spiele in die Städte, neugieriges Landvolk an der Straße und nur zuletzt Ingrimm auf den Gesichtern und drohende Haltung.

In Ascoux endete der Eilmarsch. Wir wußten uns dem Feinde an den Fersen und Tag und Nacht ging kampfgerüstet hin. Man aß, wo man was fand und schlief, wenn's gerade ging, im Voraus so zu sagen und dem Gefühl, wer weiß, wann's wieder so gut kommt.

Der Ort, dem Wald von Orléans gegenüber, ward zur Vertheidigung hergerichtet, die Ausgänge besetzt, Brustwehren aufgeführt, Eggen und Wagen an die Mauern geschleppt, kurz Alles vorbereitet, um uns vor einem Ueberfall zu schützen. Andere Korps, zumal auf unserm rechten Flügel, waren schon engagirt; wir hörten Kanonaden und rückten wohl auch aus, um stundenlang in einer spannungsvollen Gefechtsreserve dazustehen.

In einer solchen Stellung, — es war bei Dadonville — verblieben wir so lange, daß abgekocht und ausgetreten werden konnte. Wer es vermochte, ging wohl auch unter Dach und Fach, denn der Novembertag war kalt und windig. Hierbei erstaunte ich nicht wenig, als da von einer Wand ein wohlbekanntes Bild aus seinem Rahmen schaute: ein Chasseur de Vincennes, Spandauer Kriegsgefangener, den ich gleich Anderen hatte photographiren lassen, hing hier bei seinen Eltern an der Wand! Er hatte das Konterfei schon im September hergesendet, als über Luxemburg und Belgien die Postverbindung möglich, und diese Gegenden noch völlig unberührt vom Kriege waren. Das gab nun ein Erzählen! Den Eltern wollt' es wie ein Traum bedünken, daß hier nun Jemand stand, der ihren Sohn in

der Gefangenschaft gesehen, für ihn gesorgt und dies Bild hatte machen lassen. Den Alten war's ein Festtag und sie vergaßen darüber, daß sie nun mitten in dem Kriegsgetümmel, mit Haus und Hof all' den Gefahren Preis gegeben seien, denen der Sohn doch wenigstens mit seinem Leben entronnen war. Noch Abends mußt' ich daran denken.

Die Posten waren für die Nacht verschärft, die Kompagnien revidirt, da ging ich Mitternachts auf meinen Rondengang und sah hoch oben in den Sternen das Bild des Bären, das mir die Richtung wies nach Metz und nach der Heimath. Die Sterne blinken immer troftreich; sie geben uns die Antwort, die wir wollen, sind wie ein leises Echo unserer Stimmung — und wenn sie diese Nacht das Bild der Heimath zeigten, so war es offenbar der Spiegel meiner Sehnsucht.

Mit Tagesanbruch mußt' ich hinaus, denn unser Bataillon litt großen Hunger, und da für diesen Tag nichts Ernstliches erwartet wurde, so galt es einer Fouragirung weit außerhalb der Postenkette.

Der graue Nebel, der den Vormarsch deckte, löste sich kurz vor unserm Ziele, dem Dorfe Bouilly, in leisen, recht durchdringenden Regen. Ueberall zeigten sich Franzosen, selbst Kavallerie, und da wir Feuer bekamen, besetzte ich den Ort erst, als einige vorausgeschickte Dragoner die Meldung brachten, daß der Feind noch ein paar Kilometer hinter Bouilly patrouillire. Die Ortsbewohner hatten bisher noch keinen preußischen Besuch bekommen. Sie standen

theils in Gruppen auf der Straße, theils liefen sie zum Dorf hinaus und winkten ostensibel den Patrouillen, theils suchten sie sich zu verstecken und ihre Habe zu verbergen. Die Situation war mehr als ungemüthlich. Die Posten an den Ausgängen „funkten" — wie Tillacks Ausdrucksweise war — und wenn auch nur einer derselben durch einen Schuß am Helm getroffen wurde, so war das Kugel-Akkompagnement doch gerade nicht sehr tröstlich, wenn wir von Haus zu Haus nach Rindvieh, Hafer, Brot und allem Vorrath suchten. Da war denn unseren Leuten manch' kleine Rohheit nachzusehen; doch konnt' ich's mitten drin nicht über mich gewinnen, dem Klagen einer jungen Mutter Widerstand zu leisten. Sie hielt den Säugling schluchzend in die Höhe, der ohne die ihr weggenommene Kuh unrettbar sterben müsse. Ich gab die Kuh zurück und schrieb ohne Besinnen die Kreideworte an die Thür:

Typhus

typhus contagieux

— damit nur Niemand, ob Freund ob Feind, hier wieder Umschau halte. Um ein Uhr zog ich ab und erntete in Ascoux zwiefach Jubel, weil man nicht ohne Sorge das Schießen wahrgenommen hatte.

Der Abend verging im „Kasino." Unser Bataillons-Adjutant hatte einen Artillerie-Wachtmeister aus seinem Quartier in der Auberge herauskomplimentirt und nun versammelten sich die Offiziere unseres Bataillons, Major Graf Schl.... als Kommandeur, die Artillerie- und Dra-

goner-Offiziere, um ein requirirtes Faß Rothwein. Da wurde gescherzt und gelacht, die Vergangenheit und mehr noch die muthmaßliche Zukunft durchgesprochen und allenthalben herrschte echte Kameradschaftlichkeit und jener frische, herzlich ungezwungene Verkehr, den das Kriegsleben mit sich bringt, — ganz anders wie zu Hause, in der Garnison, wo doch der Unterschied der Waffen mancherlei Gegensätze schafft.

Um so viel ernster war's dann am folgenden Morgen. Es war der erste Adventsonntag und Alles, was nicht auf Posten, versammelte sich in der kleinen Kirche. Da saßen bärtige Landwehrmänner und ganz junge Leute; Väter, die ihrer Kinder, und Söhne, die der Eltern dachten; wir allesammt unter dem Eindruck dieser Weihnachtswochen voll Kriegeslust und -leid. Nach dem kräftig gesungenen Adventsliede, bei welchem Niemand seine Rührung bemeistern konnte, folgte die Mahnung, daß wir der nahen Zukunft auch innerlich gewappnet entgegengehen sollten. Dann ein Diner, von Tillack dadurch hergerichtet, daß er von Brod und Kohl und Speck eine Art Pudding aufgeführt hatte, und dann hinaus auf eine vorgeschobene Wache.

Feldwache I. bestand in einer weit vor Ascoux liegenden Einsenkung, die tief und kesselförmig von Feind und Freund gleich ungesehen blieb. Der trübe Himmel ließ die Novembernacht sehr früh beginnen. Die Ablösungen fanden sich im Dunkeln nur schlecht zurecht und die Patrouillen

mußten lange suchen, bis sie die Wache in dem Kessel spürten. Trotzdem kam gegen Mitternacht eine fast schlammbedeckte Ordonnanz, die außer dienstlichen Befehlen einen höchst traurigen Feldpostbrief brachte. Ich las den letzteren nur mühsam bei Streichholz- und Cigarrenfeuer und erfuhr die schwere Krankheit eines nahestehenden Verwandten. Die empfangene Nachricht wirkte doppelt in dieser nächtlichen Umgebung.

Kapitel X.

Beaune-la-Rolande.

Der 28. November brach endlich an und mit ihm starkes Feuern. Der Richtung nach stand das Gefecht beim zehnten Korps, doch schien es sich zu nähern. Meine Patrouillen hatten den vorgeschriebenen Gang: so war ich auf ein Warten angewiesen, das angesichts des nahen Kampfes an Aufregung gewann, als Ascoux selbst ganz still zu werden schien.

Ich theilte Sancho Tillack meine Besorgniß mit, daß wir vergessen seien, worauf er mit: „Aber, Herr Leitnant, das werden se doch nich" spornstreichs dem Dorfe zulief. Bald kam er wieder angekeucht und rief von Weitem schon:

„Ja, se sind weg, Herr Leitnant."

„„Tillack, das ist unmöglich.""

„Zu Befehl!"

„„Ists denn kein Irrthum? Wirklich weg?""

„Zu Befehl!"

„„Zum Schwerenoth, was heißt denn „zu Befehl," ich will nun endlich wissen, ob wir nicht abgelöst sind?""

„Wie Herr Leitnant befehlen, aber keene Soldaten sind nich mehr in Asskur, se haben uns in unse Kute janz jewiß verjessen und nich abjeleest."

„„Tillack, Sie sind ein Es..""

„Zu Befehl, Herr Leitnant."

„„An die Gewäähre!"" Und als ich eilig meinen Zug geordnet und eben abmarschiren wollte, da kamen drei Offiziere angesprengt. Lauter Bekannte vom 24. Regiment, darunter auch der Hauptmann v. M. H., der ein paar Stunden darauf erschossen wurde. Ihr Bataillon hatte die Vorposten abgelöst, und sie ermittelten uns jetzt in unserer „Kute" und theilten schleunigst mit, daß unsere Division zum Kampfplatz aufgebrochen sei. Bei Dadonville sei sie gesammelt worden.

Ich rückte dahin ab, fand Alles leer und eilte, was ich laufen konnte, auf die Chaussee nach Boynes. Hier auf dem Kirchplatz standen wieder Gruppen, die uns mit Hohn und Schadenfreude Revue passiren ließen; ja, auch Monsieur le Maire war wieder da; seine Gamaschen leuchteten im Koth der ausgefahrenen Straße und er schwang seinen Stock, trieb uns zur Eile, damit wir zur défaite de ces maudits prussiens noch zeitig kämen. Ich eilte vorwärts, der Säbel war gezogen, und nur die Rücksicht auf die Truppe hemmte den Laufschritt. Jetzt tönte auch von rechts her Feuer. Es war das Bataillon der 24er, das bei Courcelles ernst und vergeblich kämpfte.

Auf einem Hügel hinter Barville hielt eine Gruppe

Offiziere; aus ihnen leuchtete der rothe Attila des Prinzen Friedrich Karl hell hervor. Der Anblick unseres Feldmarschalls verdoppelte die Kraft des müdgewordenen Zuges, der gleich darauf die Schußlinie erreichte.

Der Schlachtenlärm war überwältigend. Beaune-la-Rolande, dort auf der Höhe, war Mittelpunkt des Kampfes. Einzelne Häuser brannten und ringsumher bebte die Luft vom Donner der Kanonen. Dazwischen Mitrailleusen. Die Dämmerung brach an und eben war ich im Begriff auf eine Brücke loszugehen, die seitwärts der Chaussee von einer Batterie gehalten wurde, als unser Adjutant langsam dahergeritten kam. Ihm war die rechte Hand verwundet und er litt große Schmerzen. Ich gab ihm meinen Rest Cigarren und viele gute Wünsche, worauf er mir die Lage des Gefechts beschrieb und auf der Straße weiter vorzugehen rieth.

Hier fand ich bald in einem Wäldchen — La Pierre percée — die Füsiliere und zwar vereint mit 57ern. Sie kämpften um das Waldstück und ich war gerade noch zurechtgekommen, um nahe der Chaussee mit meiner Mannschaft einzugreifen. Bald war zu merken, daß überall der Sieg auf unserer Seite war. Mein Bataillon war nicht geschlossen vorgegangen, denn die Vorpostenkompagnien hatten Mittags noch gefehlt, und so ward Abends erst das Regiment gesammelt. — Dann wurd' ich zweimal in die Stadt beordert. Zunächst um Wein und Brod zu schaffen, sodann nach einem sicheren Führer, denn unser Bivouak

war bei Marcilly, und es war schwer, bei dunkler Nacht den Weg zu finden.

Im Städtchen Beaune=la=Rolande sah's unbeschreiblich aus. Wie oft ist schon versucht, dergleichen zu beschreiben und wie unmöglich ist es, denen ein Bild solcher Verwüstung vorzumalen, die nie den Krieg gesehen. Ich nahm als Ziel dorthin ein brennendes Gebäude und ging die dunkle Anhöhe hinauf, vorsichtig die Verwundeten umgehend, über noch warme Leichen, zahllose Pferdekadaver und stieg dann endlich über die Mauer, die Brustwehr der Vertheidiger, in das zerschossene Städtchen ein. Die braven Sechszehner hatten die Mauer soeben erst verlassen; kaum 1500 gegen das ganze 20. Korps des General Crouzat. Sie hatten alle Anläufe erfolgreich abgewiesen, die Munition fast ganz verschossen, da war es Einigen von unserer Division gelungen, den tapferen Vertheidigern beizuspringen. Sie trugen in den Helmen Patronen zu den Stadtlisièren und als die Dunkelheit schon Freund und Feind vermischte, da tönte noch ein letztes »en avant« dicht vor der Stadtmauer: aber auch dieser letzte Stoß der so verzweifelt anstürmenden Franzosen wurde zurückgewiesen. Kein Wunder, daß die Leichen der Franzosen hier an der Stadt=Enceinte fast haufenweise lagen. Todte auf schwer Verwundeten, die mühsam ihre Last von sich zu wälzen suchten, überall Wehgeschrei und Rauch und Pulverdampf, der auch die Luft der Straßen füllte. Einzelne Häuser stürzten prasselnd zusammen, da ich vorüberging, so daß ich eiligst auf die

Seite springen mußte, um von den Balken nicht verletzt zu werden. Es war mir wie in einem Kessel, wo es noch siedet, braust und dampft, wenn auch das Feuer schon erloschen. Kein Mensch war in den Gassen; es währte lange, bis ich den alten Mann gefunden, der uns nun führen sollte. Mechanisch griff er zu einer trüben Stalllaterne, wo doch der Feuerschein der Stadt ganz hell auf's Schlachtfeld fiel und leuchtete am Boden hin, wo all' die Todten lagen, wo die Verwundeten um die Erlösung rangen. Wie stöhnte dieser arme, alte Mann!

Marcilly war nicht weit; da aber das Terrain recht bergig, die Wege fast ungangbar und noch dazu mit Truppen und Kolonnen stark besetzt waren, so ging es mit dem langen Regiment nur Schritt für Schritt. Glaubt mir der Leser, daß man gehend schlafen kann? Ich that's auf diesem Wege. Seit sechsunddreißig Stunden war's nicht bloß eine heiße Anstrengung, ein weiter Marsch gewesen, nicht bloß ein wechselreiches Leben voll Eindrücken der tiefsten Art, — es war auch eine Zeit des eigenen Eingriffs, persönlicher Entschließung, die eine Müdigkeit nicht kennt und unbewußt die Kräfte anspannt. Läßt aber nun die Spannung nach, dann schnellt der langgezogene Faden kurz zusammen. So kam's, daß ich in Marcilly, wo meine ganze Kompagnie in einer Bauernstube lärmte, im vollsten Marschanzug, mit Helm und Säbel, mich auf ein blutiges, mit Schmutz bedecktes Lager warf und mitten in dem Lärmen schlief und träumte. „Wie ein reines

Glück, ungebeten, unerfleht" kommt ja der Schlaf am willigsten; er stärkte denn auch so, daß ich nach wenig Stunden im herrlichsten Humor die Kompagnie rangirte.

Mit Tagesanbruch ging's Hügel ab und an nach Beaune zurück. Jetzt sahen wir erst unsere Arbeit vom Tag zuvor. Ein Reif war über Nacht gefallen und hatte den Todesschweiß der Sterbenden so weiß gefärbt, daß manchmal die Gesichter der armen Todten beim Strahl der Morgensonne glitzerten. Wie wunderbar verschieden war doch der Ausdruck der Gesichter! Viele wie lächelnd, manche von Schmerz verzerrt, manche die Angst und Schrecken wiederspiegelnd, mit denen sie der Kriegstod überrannte. Am Wunderlichsten — und wie Kleiderbündel — sahen die Zuaven aus. Die lustigbunte Uniform der braunen Burschen wollte zum kalten Tod so gar nicht stimmen.

Das Städtchen Beaune-la-Rolande sollte nunmehr zur weiteren Vertheidigung eingerichtet werden. Ich hatte einen Garten zu besetzen, der, groß und wohlgepflegt, nunmehr zertreten war und tiefe, trichterförmige Granatenlöcher zeigte. Nachdem die Brustwehr an der Mauer gehörig eingerichtet und die Verbindung mit den Nebengärten hergestellt, ging ich in's Haus, das auch Granatenlöcher hatte und das sehr reich und vornehm ausgestattet schien. Es war wie ausgestorben. In einem Gartensaal stand ein Pariser Flügel, noch aufgeklappt, die Noten aufgeschlagen; die Sammetfauteuils daneben im Salon so durcheinander, als wär'

man eilig aufgestanden; Pendules im Gange, kurz, Alles deutete auf schnelle Flucht und Ueberraschung. Tillack war köstlich. Er that, als wär' das Alles sein wohlerworbenes Eigenthum; setzte sich schmunzelnd auf die kleinen Sophas, lobte die Bilder und suchte sich im Stillen aus, was etwa transportabel. Ja, ich muß es gestehen, er hatte schon den ledernen Handkoffer Mſ. Marotte's in Händen und prüfte ihn auf seine Größe. Ich konnte mir indeß nicht denken, daß die Familie wirklich ganz fortgeflohen sei. Beaune war ja fast umstellt — so mußte sie wohl noch im Städtchen sein.

Vor keinem Schlafgemach war ich zurückgebebt, allüberall hatt' ich geklopft, gespürt — jetzt blieb nur noch der Keller. Und richtig! Ich ging die dunkle Treppe klirrend hinab, da tönt es wie ein unterdrückter Schrei, ein leises Seufzen und »mon dieu, voilà la fin.« »»Pourquoi madame? C'est plutôt un début!«« Die Unterhaltung auf der dunkelen Kellertreppe ließ mich schon ahnen, daß es ein junges Mädchen war; wie schön, wie elegant, das kam dann freilich erst zum Vorschein, als sie und dann die andere, endlich die dritte Schwester an meiner rauhen Hand das Licht des Tages wieder erblickten. Welch' Kriegsglück! Wahrhaftig, eine immer schöner wie die andere. Da standen sie, ängstlich verlegen, lächelnd, dazu von einer Eleganz und Schönheit der Toiletten, die im Kontrast zur Gegenwart nur doppelt wirkte. Eine der jungen Damen geleitete die Mutter — malade d'épou-

vantes — aus ihrem Kellerloch ins Schlafgemach; dann setzten wir uns im Salon, wo sie erzählten, was sie am Tag der Schlacht gelitten hätten.

Als die Granaten auf das Dach des Hauses fielen, als sieben Mann in ihrem Garten todt lagen oder mit dem Tode rangen, da hätten sie im Keller Schutz gesucht und ihn erst Nachts verlassen, um den Verwundeten im Garten einige Linderung zu bereiten. Dann wieder in den Keller. Der Vater sei beim chirurgien en chef, um aus dem Haus ein Lazareth zu machen.

Bald kam Monsieur Marotte. Ein ernster, maßvoller Mann; er hätte seinem Aeußeren nach gerade so gut ein wohlsituirter altpreußischer Gerichtsrath, wie ancien maire Beaune-la-Rolande's sein können. Nichts Aeußerliches verrieth an ihm den Franzosen und selbst die Art, wie er den Deutschenhaß und alle die gewohnten Phrasen vorbrachte, war kühl und klar, als wär' es nicht die Sprache eines Mannes, der nun auf Trümmern stand und mit mir promenirte, der ich die Schützen an der Gartenmauer, über die unbegrabenen Leichen weg, zu neuem Kriegswerk instruirte. Ms. Marotte lebte der Ueberzeugung, daß sein friedfertiger Napoleon III. von uns herausgefordert sei, »parceque M. de Bismarck voulut cette malheureuse guerre,« und klagte um die »pauvre France, qui subit toutes ces humiliations, parcequ'elle avait des hommes d'Etat comme ce Gambetta et Jules Favre et un général d'armée comme le traitre Bazaine.«

Alles in Allem: der Mann gefiel mir, war achtenswerth auch ohne seine Töchter, deren Dreizahl es übrigens nicht zum Romane kommen ließ.

Ich schlief die Nacht auf einem Divan des Gartensaals, dessen Glasthür zertrümmert und dessen hohe Fenster total zerschossen waren. Am 30. November waren die Lebensmittel rar. Mſ. Marotte entschuldigte sich lächelnd und ohne jeden Seitenhieb auf uns, die wir sein Städtchen ausgesogen hatten. Während die Kompagnie die Gartenmauern deckte, saßen wir ohne Frühstück im salle à manger und tranken Haute-Sauterne. Nichts rührte meinen Wirth. Er sah das Alles wie im Bilde, ohne Bewegung, bezifferte seinen Verlust an Wein und Ernte und lebte diese Schreckenstage in ungewöhnlich großer Ruhe. Ich war nur um so angeregter. Die merkwürdige Umgebung, die lebhafte, so lang entbehrte Unterhaltung mit jungen Damen, vor Allem dieser Feuerwein: kurz, ich empfand es nur wie eine Art Erhöhung, als das Allarmsignal ertönte: „Alles sammeln." — Ja, der Burgunder! Ich weiß nur noch, daß unser Regiment im Eilmarsch Beaune verließ, daß unser Oberst an der Barrikade hielt und uns vorbeipassiren ließ, wobei ich mit dem Säbel grüßte, was höchst jovial, aber sehr falsch gewesen ist. Immer näher ging's an die Kanonade. Nicht weit von Maizières wurde ausgeschwärmt, wo ich, dem Schützenzuge weit voran, den feindlichen Granaten mit dem Säbel winkte und übermüthig ihre Explosion verfolgte. Nach einer Stunde brachten wir den Feind zum Schweigen

— die Batterie Stöphasius hatte tüchtig mitgeholfen —, und als ich Abends wieder bei Marotte's erschien, saßen sie stumpf und düster am Kamin. Die eleganten Töchter mit „Diamanten und Perlen, sie hatten was Menschenbegehr, sie hatten die schönsten Augen," und dennoch wollten sie mehr, wenn auch nur Brod und Licht! Während Tillack unser grobes Schwarzbrod brachte, holte ich den graugewordenen Stummel einer Kerze aus dem Tornister. Bald flackerte das winzige Licht im Kandelaber auf dem Kamin von rothem Marmor und leuchtete auf meine Gallery of beauties, die Tillack's Brod vergeblich anzubeißen suchte.

Der erste Dezember brachte die Nachricht, daß sich der Feind nach Orléans hinzubewegen scheine. Wir folgten ihm noch nicht und brauchten diesen Tag, um Ordnung in den innern Dienst zu bringen. Am Morgen war Offizierwahl, Löhnungsappell und Revision der Zündnadelgewehre. Dann hatte ich das traurige Kommando, die Todten zu bestatten, die unbeerdigt auf den Feldern lagen. Meine Soldaten nahmen statt der Gewehre Hacken und Schaufeln über ihre Schultern und wir begaben uns hinaus. Zerstreut, im weiten Bogen, lag eine große Anzahl Leichen und alle steifgefroren, so fest am Boden haftend, daß sie nur mühsam losgerissen werden konnten. Des Frostes wegen konnte die Grube nicht tief gegraben werden; es mußten also die im Todeskampf vom Körper weggestreckten Glieder gewaltsam umgebrochen werden. So furchtbar

auch das Bild, ich muß es schildern, wie dennoch hier ein Arm und dort ein Bein aus dieser flachen Gruft hervorsah.

Ich ging dann in ein Lazareth und that, was mir schon 1866 so wesentlich erschienen, ich schrieb Feldpostkarten für Verwundete.

Da lag ein alter Landwehrmann, der seiner Frau gern Kunde geben wollte; daneben, fast noch ein Knabe, jener blasse Tirailleur, der mich so dankbar mit den blauen Augen ansah und lächelnd — starb, als ich noch mit ihm sprach. Sein hübscher Kopf sank auf die Brust, er fiel im Tod auf seinen Nachbar, — somit war Brief und Leben fertig.

Doch, à la guerre comme à la guerre! unweit der Ambulance amüsirte ein gefangener Zuave sein großes Publikum. Er war Liebhaber am Theater Porte St. Martin und ganz gewiß ein Liebling der Pariser. Brillant in Uniform und Wuchs, sowie in Deklamation und Mimik, gefiel es ihm, auf offener Straße vor Freund und Feind, vor Bürgern und Soldaten seine Erlebnisse zu travestiren.

Am Abend Wassersuppe im Kreise meiner Damen, zu denen noch die hübsche Tochter des juge de paix gekommen; ganz glatte Unterhaltung über Paris, Berlin und Wien, von denen sie die letzten beinah benachbart wähnten und endlich stiller Rondengang vor und nach Mitternacht. Der andere Tag brachte die ernste Stunde der Beerdigung von neuen Todten. Der Landwehrmann war auch hinüber. Gerad' wie im Lazareth lag wiederum der kleine Tirailleur daneben

und alle Leichen, ohne Särge, in ihren Uniformen auf der Erde. Der Geistliche sprach einen Segen und alle sechszehn sanken in ein einziges Grab, während die Regimentsmusik in feierlichster Weise spielte und dumpf die neue Kanonade tönte.

Die neue Kanonade! Sie klang zwar fern, bewies uns aber deutlich, daß wir der Loire-Armee noch keineswegs die Augen zugedrückt, vielmehr auf neuen Marsch und Kampf zu rechnen hätten.

Gewiß ist's gut, daß man im Kriege so wenig von der nächsten Zukunft weiß, sie nähme sonst den Augenblick, nähme „der Stunde fröhlich Leben;" aber das gerade Gegentheil, die wochenlange Hast, die stete Ungewißheit über das Loos der nächsten Stunden, die greifen Geist und Körper furchtbar an. Tages- und Nachtzeit fließen in einander, bestimmte, wenn auch nur karg bemessene Stunden der Ruhe sind nicht möglich, jegliche Eintheilung und Reihenfolge schwindet, man hat für Waschen, Schlafen, Essen ganz ungewohnte Zeiten; und dieser Sturm und Drang wirkt sehr viel mächtiger als Flintenschüsse, Kanonendonner und das Gefühl der Feindesnähe und Gefahr. So kam der Abmarsch aus dieser letzten Stellung auch ganz plötzlich. Erst Abends spät erfuhren wir den Nachtmarsch, der möglichst unbemerkt, dem Feinde ganz verborgen, vollzogen werden sollte.

Die Damen schliefen bereits, so daß ich nur dem Hausherrn meine Hand zum Abschied reichen konnte. Er schlug

mehr feierlich als herzlich ein und sprach mit so viel Pathos seinen Abschiedsgruß, daß ich's nach sechszehn Jahren nicht vergessen habe: »Si la funeste guerre laissera parmi nos deux peuples des haines bien vives, les personnes bien élevées pourront toujours, sans trahir leurs sentiments patriotiques, conserver une estime réciproque, qui les engagera toujours à se tendre cordialement la main. Si un jour j'irai á Berlin, ma première visite sera pour Vous.«

Offenbar doch ein merkwürdiger Mann; im letzten Augenblicke noch historisch! In ungewisser Gegenwart hatte er schon das Auge und die Stimmung für die Zukunft.

Kapitel XI.

Gefechte vor Orléans.

Der Nachtmarsch wurde geheimnißvoll betrieben. Alles Geklirr der Waffen, das Sprechen, selbst das Rauchen war zu vermeiden, als wir so ahnungsvoll im Dunkel tiefster Nacht dahinmarschirten: an den Ausläufern des Orléanswaldes entlang, auf hügeligem Terrain, bis in die altbekannte Gegend von Ascoux, wenn auch auf anderen, dem Walde näher liegenden Wegen. Um zwei Uhr Morgens öffneten wir mit Gewalt ein paar Gebäude und stellten uns für kurze Stunden unter den Schutz derselben. Dann nach Dorf Laas, wo sämmtliche Bagage zurückgelassen wurde; nach Mareau, wo sich das III. Korps zusammenzog; und endlich auf den Hügel La Tezardière. Hier wurde Halt gemacht, die Division nahm Stellung und während die Soldaten zur kurzen Rast noch einmal die Gewehre zusammensetzten, erscholl der Ruf: „Die Herren Offiziere!“ Der Kommandeur entrollte uns nun

Angesichts des Feindes ein Bild der Lage und theilte mit, daß die Entscheidungsstunde für die Loire-Armee gekommen. Der Prinz-Feldmarschall entbiete die Armee zum Angriff und alle seine Korps, sowie der Großherzog von Mecklenburg, würden gemeinsam kämpfen. Demnächst erhielten wir spezielle Ordres und namentlich die Weisung, in einem Waldgefecht auf gute Truppenführung hinzuwirken.

Wir avancirten und sahen vor uns, auf den Höhen von Santeau, feindliche Infanterie und viel Geschütze in Bewegung. Diese bewarfen uns mit Granaten, worauf die Korps-Artillerie sofort höchst wirksam Antwort gab. Bald standen 78 preußische Geschütze im Feuer, die unseren Angriff auf Dorf Chilleurs schützten. Die feindlichen Granaten gingen zu weit, sie krepirten kurz hinter uns; dafür erschreckten uns die Mitrailleusen, deren Geknatter von unheimlichster Wirkung blieb, so oft man sie auch hörte. Während wir jetzt, in Kompagniekolonnen formirt, geschlossen vorzugehen suchten, begann es auf dem rechten Flügel und über unseren Köpfen erst langsam und dann schneller und laut zu pfeifen. Von rechts her flogen unsichtbare Kugeln der Chassepots. Im Trieb der Selbsterhaltung drängt Alles nun nach links. Wir Offiziere und ich, der »point« am rechten Flügel, rufen und schreien: „Fühlung nach rechts" und „Richtung nach der Fahne" — aber so sehr man mit der Klinge nachhilft, so wie beim Exerziren will es nicht gelingen. „Fühlung nach rechts!" Zum Unglück aber kam von rechts her noch eine Schwierigkeit dazu. Die

Ackerschollen, auf denen wir bisher geschritten, waren gefroren und dadurch schon recht ungangbar geworden: doch nun gerieth mein Zug auf einen Abhang, der wie ein Netz mit Drähten für den Wein bespannt war. Ein Theil des Bataillons ging nun auf gutem Wege, ein anderer im Strich der Kugeln, ein dritter endlich verhedderte sich in Drähten. Da nützt kein Ruf „Fühlung nach rechts", da blickt so Mancher nach unten statt zur Fahne, und doch geht's vorwärts. Nun rasselte es rechts auf dem gefrorenen Acker. Es ist die leichte Batterie Hauptmann Stoephasius. „Kinder, jetzt bin ich da, was inkommodirt euch denn?" „„Die Kerls im Dorf da."" Und Stoephasius, unmittelbar an meinem Flügel, geht an's Geschütz, schaut durch sein Glas und richtet selbst die Röhre.

„Erstes G'schütz, 1400 Schritt, Feuer!"

Der Schuß ging fehl, der zweite ebenso, aber beim dritten sahen wir deutlich die Ziegeln eines Dachs zerstieben und gleich darauf die lichterlohe Flamme. Sofort verstummt das Pfeifen der Chassepots und wir begleiten froh die Wirkung jeden Schusses mit lautem Beifall. Wo eine Luke zwischen den Häusern Chilleurs, sehen wir das eilige Getümmel von fliehenden Franzosen; wir rücken feuernd nach und bringen die südlich von Neuem etablirte Batterie zum Schweigen.

Nun an die Waldlisière, wo sich der Feind noch einmal festgesetzt. Wir kommen an die Reihen der gefallenen Rothhosen und hören das Wehgeschrei der auf dem winter-

lichen Boden verwundet Liegenden; dann in den Wald und ohne Weg noch Steg. Jetzt galt es in gegebener Richtung, mit keiner anderen Fühlung, als nur die nächste Nachbarschaft sie möglich machte, jeden Schritt mühsam zu erkaufen. Die Zweige, die der Vordermann sich auseinander bog, peitschten dem folgenden oft schmerzlich ins Gesicht und es war eine Pein, sich da hindurch zu quälen. Endlich vermochten wir auf einem Waldgestellweg uns zu sammeln. Wir gingen vorwärts bis wir an eine Lichtung kamen, die der Feind noch versperrte und nun mit wohlgezielten Granaten auf's Heftigste bestreichen ließ. Hier stockten wir und hielten in bangem Stillstand das Feuer aus. Die Ungethüme sausten und rissen prasselnd das dürre Astwerk mit sich nieder. Eine Granate schlug dicht vor meine Füße. Ich stürzte auf den Boden, ward von Sand und Kieselerde recht schmerzlich überworfen, stand aber unverletzt, wenn auch noch zitternd auf und schaue jetzt auf meinem Tische ein Stückchen „Splitter," das noch mit seiner Inschrift: 3. XII. 1870 an diesen Augenblick erinnert. Als die Passage frei und unser Bataillon zusammen war, zogen wir weiter auf dem Waldgestell und machten französische Versprengte zu Gefangenen. Links von uns wurde wieder stark gefeuert; wir hörten Infanterie und Mitrailleusen schießen, doch war die Arbeit nicht für uns bestimmt. Im Gegentheil; wir gingen unbehelligt weiter, waren zwar müde, waren auch hungrig, aber recht fröhlichen Gemüths. Ich sprach mit einigen Gefangenen. Sie waren muthlos

und erschöpft, erzählten aber, daß Orléans noch stark besetzt sei und wir so bald nicht fertig werden würden.

Noch eine andere Unterhaltung würzte mir bald den abendlichen Marsch. Ein Musketier von einer andern Kompagnie ging neben einem Franzmann und sprach recht gut französisch. Ich trat hinzu und hörte, daß er von altem Adel und von Beruf — Schauspieler sei, und zwar vom k. k österreichischen Landestheater in Prag. Er habe seine Stellung aufgegeben, mache den Krieg freiwillig mit, und zwar zum Studium für sein Fach. Er machte stark in Shakespearerollen, hatte gewaltig viele Citate zu verzehren, und als wir endlich unser Tagesziel erreichten, da rief er scheidend mit dem Brustton vollster Ueberzeugung:

„Nun zieren unsere Brauen Siegeskränze."

Das Tagesziel war Loury, ein Dorf auf einer großen Lichtung, die wir, der ganz genauen Vorherbestimmung folgend, am Abend dieses Schlachtentags betraten. Die Divisionen bivouakirten in der kalten Nacht. Major v. N., der liebenswürdige Kommandeur des Bataillons, der Adjutant, mein Hauptmann und ich, wir traten in ein kümmerliches Bauernhaus und wollten eben eine Flasche Landwein zu Glühwein wärmen, als es ganz nahe schoß und wir die Leute hastig zum Aufbruch treiben mußten. Dieser brutale Ueberfall war bald beseitigt, mit ihm jedoch die Flasche Wein, die unterdessen von einigen Dragonern ermittelt und erbeutet war. Im Frieden würde dergleichen schwerlich passiren. Eine Majorsflasche ist unbedingt zu

heilig, um ohne Weiteres dem durstigen Besitzer vor der Nase wegstibitzt zu werden und Soldaten aus demselben Regimentsverbande hätten sich auch kaum daran vergriffen. Dieser Verlust war übrigens empfindlich. Major v. N. hatte die Flasche von Beaune aus mitgenommen und in der Satteltasche seines Pferdes treu behütet: jetzt war sie weg und wir dem größten Mangel preisgegeben. Schon in Beaune-la-Rolande sah's traurig aus mit der Verpflegung; nun waren wir seit dreißig Stunden unterwegs, im Kampf gewesen, und hatten sämmtlich solchen Durst und Hunger, daß die Müdigkeit davon weit überwogen wurde. Die Hülfe kam von Tillack. Er hatte, meinem Rathe folgend, beim Vorgehen einem todten Franzosen den Schiffszwieback aus dem Tornister weggenommen, an dem wir nun zum Abendbrote sogen, denn er war hart und durchgefroren.

Die Frage nach dem Bett wurde noch einfacher entschieden: wir drei Offiziere umstanden feierlich das einzig existirende und luden unsern Stabsoffizier zu dessen Benutzung höflichst ein. Doch dieser packte eigenhändig die Kinder unserer Bäuerin und bettete sie sorgsam, indem er lächelnd meinte: „Wenn Sie erst kleine Kinder haben, dann werden Sie begreifen, daß diese immer vorgehen." So legten wir uns denn für wenig kalte Stunden auf etwas Heu und standen kalt und hungrig auf, wie wir uns hingelegt.

Es war kein Zweifel, daß neue Kämpfe drohten. Alles

deutete auf den energischen Widerstand Orléans, auch ohne daß uns die Anschauungen der Heeresleiter bekannt gewesen. Wir ließen daher Trains und sämmtliche Bagagen bei Loury und marschirten östlich der Chaussee nach Orléans auf Nebenstraßen, bald im Wald und bald im freien Felde, hungernd und frierend vorwärts, bis Mittags Boigny „und Gegend" von uns erreicht war. Hier kamen wir in jene Gartenlandschaft, die sich rings um Orléans ausbreitet und die mit Landhäusern und Weingeländen aller Art bedeckt ist. Bald drang von rechts her heftiges Geschütz- und Infanteriegefecht an unser Ohr, während sich vor uns ein Schnellfeuer entwickelte, in welches eine schwere Batterie laut dröhnend einfiel. Es dämmerte bereits, das Feuer wurde schwächer, wir setzten unseren Vormarsch fort und bald verkündete das Rauschen eines Stromes, sowie ein scharfer Wind, daß wir am Ufer der so lang erstrebten Loire standen. Sie ging mit Eis; man hörte es ganz deutlich. Ein schwacher Lichtschein drang herauf, sonst deutete kein Merkmal auf die Nähe einer Ortschaft.

Wir standen also endlich auf der großen Straße Orléans-Chateauneuf, und ich gestehe ehrlich, daß uns dies Ziel weit weniger interessirte, als die Frage: „werden wir endlich essen?" Ich hatte buchstäblich seit zwei und einem halben Tage nichts Warmes mehr genossen; meinem Major ging's auch nicht besser. So standen wir denn ziemlich desolat am Loire-Ufer und wärmten uns am Feuer einer Telegraphenstange, die unserem Frost geopfert war.

Die Funken fliegen im Winde und die Flamme beißt in die Augen, die bald voll Wasser laufen, so brennt der Qualm hinein. Die Vorderseite glüht, so daß der Regenmantel nach Gummi riecht und beinahe schmilzt, indessen die hintere Seite vor Kälte bebt und Regentropfen langsam den Rücken herunterrieseln. Die Füße eingeklebt im fetten Boden; dann „Bataillon kehrt!", bis der Gummimantel von hinten her zu duften anfängt und bei alledem Nichts in den knurrenden Magen!

Major v. N. steht neben mir am Feuer. Wie das Flackern der Flamme bald hell, bald düster über seine Züge gleitet, so gleiten die Gedanken zu ernsten und zu frohen Bildern. Die letzten überwogen; den Hang dazu bewies die Frische und der Humor in seinem Wesen, bewies auch schon sein Aeußeres, das eines Lebemannes, der zweimal vierundzwanzig Stunden Fasten nicht ohne Rückerinnerung an bessere Zeiten ertragen mochte. Wir hatten mancherlei Beziehungen Berlinischer und auch verwandtschaftlicher Art gemeinsam, und so begann er nun höchst stimmungsvoll von einem Mittagessen bei Onkel G.... in der Victoriastraße zu erzählen. „Ach was; lieber zu Hiller, da sind wir ungenirter — — Essen Sie die Austern vor der Suppe?" „„Ganz wie der Herr Major befehlen."" „Sherry?" „„Ich bin für alten Ungar."" Und nun kam Gang auf Gang. Es war ein wundervolles Menu, das wir durchlebten; ganz ohne Rücksicht auf Saison und irgend welche Grenzen: wahrhaftig, es fehlte Nichts, als

nur die Wirklichkeit. Und als wir gerade in die Droschke stiegen: „Zu Wallner!", erscholl vom Loire-Ufer her Kartätschengruß und lebhaftes Gewehrgeknatter. Die Füsiliere unseres Regiments waren bei voller Dunkelheit noch vorgeschoben, wurden jedoch aus Barrikaden und von der Loire her beschossen, so daß sie bald darauf zurückgehen mußten. Statt unserer Fahrt zu Wallner rückten wir vor und stellten unsere Kompagnie in eine Scheune des Dorfes St. Jean de Braye.

Um zwei Uhr Nachts erschien Graf Schl. Er theilte uns beiden mit, daß wir vor Tagesgrauen mit unserer zweiten Kompagnie die Fühlung mit dem Feinde aufzunehmen hätten und bei St. Loup die gegnerische Stellung rekognoszires sollten: er gratulire uns zu diesem Auftrag und hoffe uns dann Morgens gesund und wohlerhalten wiederzusehen! Das klang sehr feierlich. Die Aufgabe unserer Kompagnie war offenbar gefahrvoll, das gestanden wir uns wohl; doch überwog das Anziehende, fast Abenteuerliche der Sache den Gedanken an Gefahr.

Vor Tagesgrauen führten wir flüsternd die Mannschaft aus der Scheune auf die im Dunkel tiefer Nacht daliegende Chaussee. Die Luft war bitter kalt; der scharfe Wind jagte die grauen Wolken und die Soldaten zitterten vor Kälte, indem Schlaflosigkeit, der Mangel warmer Nahrung und das Bedrohliche der nächsten Zukunft auf Geist und Körper wirkten.

Ein Zug Dragoner und Lübbener Jäger kam mit uns.

Die Patrouille ritt langsam vor, indessen wir so schnell als möglich folgten. Bald stutzten unsere Reiter, denn rechts das Schlößchen Mondésir erschien belagert. Noch ein paar hundert Schritt und eine Gruppe Villen, die Gärten von Gemäuer hoch umgeben, war stark besetzt. Ob man uns wirklich ohne Angriff läßt? Vielleicht nur um uns abzuschneiden? Dragoner weiter vor — im Trabe. Sowie der Hufschlag dröhnt, knattern die Schüsse: man schießt durch Jalousienspalten aus wohlgedeckter Stellung. Nach kurzem Widerstand eilen wir vorwärts und sehen in dem Morgennebel eine Chaussee, die sich von rechts mit unserer Straße gabelt. Schnell ist der Plan gefaßt: mit meiner halben Kompagnie hinüber und dann auf jener Straße vorwärts, bis wir am Kreuzungspunkt uns treffen. Ich überschreite eine Böschung und ehe wir's geahnt, pfeift's über unsren Köpfen, sausen und summen die Chassepots vom Schlosse Beau-Séjour. Ein Musketier sinkt um. Wir geben hitzig Feuer und eh' die Feinde weichen, gelingt es uns, sie abzufangen. Marquis de P.... und ich tauschen die Namen; er dreht die unvermeidliche Erholungscigarette und ich genieße seinen Kognak fine Champagne.

Der Offizier war vornehm, voller Chik und Glanz; die Uniform trug manches Merkmal eigener Phantasie; die Stiefel faltig, von braunem Juchtenleder, goldene Galons zierten die rothen Hosen und goldene Epaulettes den lichten, blauen Rock. Am meisten imponirte meines Gefangenen weiße Wäsche. Wir schritten nun im höflichen Geplauder

über das Weinfeld und die gefangenen Soldaten folgten voll Neugier. Marquis de P.... erzählte, daß er am Dritten mitgefochten, daß aber noch ein großer Theil der neuen Loirearmee intakt und General d'Aurelle de Paladines zum Aeußersten entschlossen sei. Weit lieber ließ ich mir von Orléans berichten, von seinen Wäsche- und Friseurgeschäften, von Dingen, die für jetzt viel netter klangen, als eine neue Loirearmee und Widerstand auf's Messer.

So kamen wir zum Gabelpunkt der Straße, wo in St. Loup die Vorstadthäuser münden. Der Morgennebel war gewichen, die Sonne strahlend aufgegangen und nicht mehr fern erschienen jetzt die Kathedralenthürme, ihr Weiß von zartem Rosa übergossen. Also voran! Die Meldung des Vollbrachten ging Mangels anderen Papiers auf einer Postkarte zum Regiment, das Faubourg de Bourgogne öffnete seine Fenster und schaute dumpf und mürrisch auf uns nieder, die ohne Widerstand nun immer weiter zogen. An vielen Gartenmauern lehnen Waffen, Versprengte schließen sich uns an, Marquis de P. kann nicht begreifen, daß wir am Ufer selbst Geschütze finden; endlich sind wir am Thor der Stadt, lagern in bunten Gruppen die Gefangenen und spüren außer Freude weidlich — Hunger.

Da mustere ich den Boulevard und sehe, wie dort im ersten Stock eine ganz allerliebste Jungfrau von Orléans mit einem alten Herrn auf uns herabschaut. Ich grüße mit dem Säbel, worauf sie zwar erröthet, aber am Fenster bleibt. Ich gehe über den Platz und schaue unverwandt

auf die Blondine: sie hält noch immer aus. So schreite ich denn muthig los auf dieses neue Ziel von Orléans. Am Treppenflur empfängt man mich. »Mille pardons, Mademoiselle« — und schildere lebhaft und vergnügt, was ich für Hunger hätte. Das Jungfräulein von Orléans bedauert sehr, holt lachend ein poulet und eine Flasche Rothwein und lächelt wieder, als dies mit ungraziöser Schnelligkeit verschwindet. Nun erst bedankt' ich mich und bat sehr zierlich um Verzeihung. „Mama ist todt, mein Bruder garde mobile und in Paris cernirt; ich habe sehr viel Mitleid mit ihm, mit Allen, auch mit Ihnen — und hoffe, daß man auch meinen Bruder sättigt, wenn er hungert". So ging die Rede — und wenn das hübsche Kind auch mit dem Weinen kämpfte, das Lächeln siegte, wenn sie auf den betrübten Vater sah. Da tönt Musik: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein" und festen Tritts rückt unser Regiment an's Stadtthor. Ich eile mich zu melden; wir ziehen vor die Kathedrale, die hell im Sonnenschein und ganzer Schönheit prangt. „Achtung, präsentirt das Gewehr!" Und aus tausend Kehlen jubelt und braust es durch die Luft: Hoch König Wilhelm!

Kapitel XII.

In Orléans.

Im wohnlichen Gemach eines Prälaten wollte ich gerad' den Säbel losgürten — zum ersten Mal nach wohl fünf Tagen — da kam der Regimentsbefehl, ich hätte mit den Leuten, die sich am Morgen ausgezeichnet, sofort zur Wache beim kommandirenden General unseres Armeekorps abzurücken. Das klang anfänglich übel. Statt Waschen nach so langer Pause, statt jenes vom Marquis empfohlenen Friseurs, statt der gehofften Freuden, mußt' ich auf Wache.

Excellenz bezog soeben den Palast des Bischofs Dupanloup, und ich kam gerade hin, als diesem feinen, hochgelehrten Herrn die ernsten Maßnahmen eröffnet wurden, die gegen ihn ergriffen werden mußten. Im Vestibül standen die Pyramiden der Gewehre, und ich sah bitter auf den blutjungen Kameraden, der einen alten Geistlichen so wenig hübsch behandelte. Wie oft entsprang in diesem Kriege aus Sprachunkenntniß eine Rücksichtslosigkeit, die

tief verletzte; so auch hier, wo schließlich Geistliche von allen Graden Trepp auf, Trepp ab geflogen kamen, auf ihre Fragen keinen Bescheid erhielten und wirklich schwarzen Schwalben glichen, die aus dem Nest gestoßen, unruhig flatternd ihre Stätte suchen.

Da nähert sich Generalstabschef, Oberst v. B.=Rh. Er schickt die Wache in die Küche, giebt mir ein Zimmer im Palais und ladet Namens Sr. Excellenz zur Mahlzeit, so lange mein Kommando währe.

„Sie kommen mir ja so bekannt vor?"

„„Sehr wohl, Herr Oberst; Lieut. F., bei ...... hatte ich die Ehre.""

„Sonst wären wir uns nicht begegnet?"

„„Vielleicht erinnert sich Herr Oberst, daß wir uns früher jeden Morgen auf der Berliner Sechserbrücke trafen. Sie gingen in die Kriegsakademie zum Vortrag und ich zu Gneist in die Pandekten.""

„Wahrhaftig, — ist das komisch. — — Aber da sind Sie ja der Sohn ...."

„„Gewiß, Herr Oberst.""

„I, das trifft sich gut," und nun erzählt er, wie Bischof Dupanloup politisch wichtige Papiere habe, daß er jetzt auf dem Wege zum Archiv sei und ich ihn gleich begleiten möge.

Der Archivar, ein Priester im Talar, empfing uns kühl und vornehm. Das Gemach war fürstlich; kunstvolles Täfelwerk schmückte die Wände, verband die alten Schränke,

und hohe Lederstühle luden zur Arbeit ein. Der Generalstabschef ersuchte den Vikar, mir zu gehorchen, worauf ich bat, mir Alles vorzulegen und mit bescheidenem plaît-il? schloß. Oberst v. V. erklärte nun energisch, daß hier von »plaît-il« nicht die Rede sei, empfahl die größte Strenge und münzte diese Worte mehr auf den Anderen, wie auf mich.

Als wir allein waren, maß mich der Geistliche mit hoheitsvollen Blicken und schaute höhnisch auf mich nieder. Wie sah ich aber auch an diesem Morgen aus! Die Kleider mit Staub und Schmutz bedeckt; die Stiefel voller Lehm, das Haar noch lang und struppig und Alles, was Metall an Waffen und am Helme, war blind und ungeputzt; dazu vollendeten hellblaue Buckskinhandschuh mit zerrissenen Fingerspitzen die Toilette.

Der elegante Mann da gegenüber stand also unbeweglich; er rührte keine Miene und wartete ganz augenscheinlich ab, was kommen werde. Natürlich war hier mit Gewalt Nichts auszurichten; ich fing von Neuem an zu bitten und wies auf den Befehl nachdrücklich hin. Nunmehr begann der Geistliche im Tone der Verachtung mich zu fragen, ob ich denn ahne, was ein Bischof wie Dupanloup bedeute? Ich konnte Red' und Antwort stehen und ihm erzählen, daß Dupanloup auf dem Konzil gegen des Papstes Unfehlbarkeit gestimmt und als ein hochgelehrter Mann auch uns bekannt sei. „Und dieses Mannes Heiligthum wollen Sie schänden? Avec vos mains sacrilèges? Nicht bloß

Paris und Orléans und Frankreich, nein, auch die ganze übrige civilisirte Welt wird davon sprechen, was Sie in diesem Augenblicke wagen. Ganz Europa wird mit Entrüstung auf diese Stunde blicken!"

Bei dieser Rede, die mit Pathos vorgetragen, nur meinen Uebermuth erregte, nahm ich, Herostratos der Zweite, die letzte meiner Karten aus der Tasche und überreichte sie dem ganz verblüfften Geistlichen, mich tief verbeugend und den Augenblick hochpreisend, der mich auf eine so bequeme Weise in eine Weltaktion verwickeln ließ. Ich setzte scherzend zu, daß dann Europa den vollsten Anspruch auf den Namen des Tempelschänders habe. Der Priester knurrte noch ein Weilchen, dann sah er ein, daß hier mit Worten Nichts gethan und öffnete die Schränke. Ich fand Proklamationen von Gambetta, Korrespondenzen mit dem Gouvernement in Tours und im Geheimarchiv des Bischofs auch Konzepte politischer Tendenz; doch Nichts, was eigentlich bedeutungsvoll für uns und die Geschicke dieses Feldzuges hätte sein können. Nach ein paar Stunden war ich fertig und ging mit meiner Beute von dem versöhnten Herrn im vollsten Frieden fort.

Im Festsaal oben stand der Kommandirende, umgeben von den Herren seines Stabes, als ich die Meldung brachte. Wie zur Parade sah hier Alles aus; die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere in neuen Ueberröcken, so daß in diesem glanzerfüllten Raume wahrhaftig Nichts an Krieg und Kriegesnoth gemahnte.

Ich bat um Nachsicht für mein arges Lehmkolorit, worauf Excellenz sehr freundlich meinte, daß frischer Schmutz im Kriege eine Ehre sei. Demnächst erzählte ich die Episode im Archiv und — was noch gestern Abend an der Loire wie ein fast idealer Traum erschienen, das ward nun Wahrheit: Puten mit Trüffeln, Schoten, Rosenkohl, die Gläsergalerie mit edlen Weinen, so tafelten wir manche Stunde, umschwirrt von lauter bunten bischöflichen Lakaien. Nach dem Diner ein Brief von Hause und dann in den Salon mit Damastmöbeln und in das seidene Bett.

Am anderen Morgen, noch tief im Schlaf, hört' ich das laute „Raus" des Postens wie im Traume und komme endlich zur Besinnung, daß ich wachthabender Offizier. Die Augen sind wie zugeklebt; ich springe aus dem Bett, schlage den rothen Vorhang des Fensters zurück und sehe meinen Obersten v. W., der sichtlich sehr erregt mit dem Sergeanten spricht. Ich fahre in die Stiefel, knöpfe den Rock ganz schief und oberflächlich zu, schnalle den Säbel über die Uniform und eile noch halbblind zum Obersten hinaus.

„Sie sind nicht bei der Wache?" Ich, kurz entschlossen: „„Herr Oberst, Excellenz hatten zum Frühstück befohlen.""

War gestern der Vikar verblüfft, so war es jetzt der Oberst noch viel mehr. Doch er erkannte schnell die Situation und mochte denken, daß solche Folgen eines Diners auf tagelange Nüchternheit verzeihlich seien. Er warf nur lächelnd einen Blick auf meine Knöpfe und den Säbel und ging zur Sache über. Ich sollte fragen, ob der General

die Beibehaltung unserer Wache wünsche, trotzdem das III. Korps noch heute vom X. abgelöst werde. Excellenz entschied dies günstig, indem er freundlich meinte: „Da Sie von Ihrer Division der Erste in der Stadt waren, so sollen Sie erst morgen mit den letzten hinaus."

Ich ging nun in die Läden und kompletirte meinen äußeren Menschen, denn für den inneren sorgte weiter die Küche des Generals.

Das Reiterstandbild der Jeanne d'Arc, mit Immortellenkränzen und Trauerfahnen reich geschmückt, machte den wunderlichsten Eindruck. Die Kathedrale lag wieder da im vollen Sonnenlicht. Ihr gothisches Portal ist offen, nur durch ein Eisengitter abgesperrt; das Innere dient viel tausend französischen Soldaten zum Gefängniß. Durch eine Seitenpforte trete ich ein; da liegen Turkos auf der Erde, Chasseurs und Gardes mobiles, auch Truppen der Marine kauern in Gruppen; man kocht in dem Gebäude, so daß der Qualm die schlanken Säulen hinaufleckt und oben das Gewölbe zum großen Theil verhüllt. Unrath, wohin man blickte; ein Theil des Chorgestühls wurde zerschlagen und in dem kalten Dom als Bivouaksfeuer angezündet. Die Orgel war erbrochen und es ertönten von dem Chor frivole Melodien.

Mit widerstreitenden Empfindungen verlasse ich die Kathedrale und schlendre die breite Rue Jeanne d'Arc entlang; kaufe bei einem Konfiseur die Jungfrau „in Gelée" als Sendung in die Heimath, und endlich zeigt sich

meinen Blicken das Hotel de Ville. Im Gegensatz zum reinen Stil der Kathedrale ist hier die Gothik mit den Formen der mittelalterlichen Renaissance gemischt.

Am Vormittag des anderen Tages hieß es, dem weit vorangeeilten Regimente folgen. Auf glatter, noch dazu kolonnenangefüllter Straße waren zunächst sechs Meilen zu marschiren. Wir blieben an der Loire und zogen östlich nach Chateauneuf und über diese Stadt hinaus bis nach Les Bordes, wo wir in einer Scheune Unterkommen fanden. Kaum hingestreckt, erschallt ein Feuerruf, und was da brennt, ist gerade unsere Scheune. Vergebens ist das Löschen und vergebens das Suchen nach einem anderen Dach. Noch in der Nacht wird abmarschirt, in Ouzouer auf eigene Hand nach Lebensmitteln requirirt, und während meine Leute die Hast durchaus nicht theilen wollen, eilen wir dennoch weiter und erreichen in Gien an der gesprengten Brücke mit Noth und Mühe unser Regiment.

Vom anderen Ufer drangen Schüsse bis in die Stadt; wir konnten nicht hinüber, und es gelang erst dann des Feuerns Herr zu werden, als ein Geschütz am Quai postirt und eine Kompagnie auf Kähnen über den Strom gesetzt war, welche die Tirailleurs verjagte oder gefangen nahm. Auch auf dem Weitermarsch nach Briare wurden wir fort und fort von der Chaussee der anderen Uferseite durch Kugeln stark behelligt.

In einem kleinen Ort noch weiter östlich wurde Quartier gemacht und die andere Nacht nach Gien zurückmarschirt,

wohin ich als Fourier und noch erschöpft vom Hermarsch vorauszureiten hatte. Um zwei Uhr Morgens, nachdem in Gien die Häuser aufgebrochen und das Quartierbereiten auf große Hindernisse gestoßen war, rückte ich weiter und ritt, weil mir die Füße den Dienst versagten, nach Bray, immer dieselbe Straße, die wir gekommen, auf Orléans zurück. Diese so plötzliche und schnelle Rückbewegung erfolgte, weil die Dispositionen im großen Hauptquartier Versailles geändert, und unser Prinz Feldmarschall in forcirten Märschen das III. Korps nach Tours hindirigirte.

Wieder ein Tagemarsch, wieder Fourier. Der Oberstabsarzt sieht mich forschend an — und erst nach vierundzwanzig Stunden begreife ich warum.

So lange war ich bewußtlos. Mir war es zwar, als wenn Major v. N. mit seinem Adjutanten an meinem Lager stand, und die gestrickten grünen Handschuhe des letzteren verwirrten sich mit tausend Bildern.

Fest eingehüllt in Decken, so fest, daß ich kaum athmen konnte, fand ich mich wieder auf einem Leiterwagen, als Tillack's Stimme auf die Frage: „ist er schon todt?" erwidert: „nein, noch nicht!" Was, denk' ich, todt? Wer? ich? In namenloser Angst und Athemnoth bohre ich meinen Kopf durch all' die Hüllen und nie hat Tillack wohl erstaunter ausgesehen, als bei dem Anblick seines aufgelebten Herrn.

Unmittelbar darauf durchfahren wir das Faubourg de Bourgogne und halten einen Augenblick am Stadtthor. Sic transit gloria mundi.

Wie war's vor einer Woche hier so lebensfrisch und muthig, und ach! wie müde schleicht der Blick heut nach dem Fenster in dem bekannten Haus am Boulevard und schaut auf all' die Straßen voller Menschen. Da — dicht am Dom, erscheint ein Herr mit rothem Kreuz am Arm an meinem Wagen, um mich in's Haus der Gräfin Beauregard — Rue des grands champs — zu weisen. Eine Sainte-Soeur tritt vor die Thür; Tillack hebt mich vom Wagen und trägt mich in ein Zimmer, wo eine Dame, im tiefsten Schwarz, in liebenswürdiger Weise mich empfängt.

Nun merke ich es erst, daß meine Glieder wie gelähmt sind und den Dienst versagen und Tillack legt mich hilflos in ein Polster. Die Gräfin tritt an's Betpult und kniet nieder; es herrscht die tiefste Stille und meine Augen füllen sich mit Thränen.

Am anderen Tag erscheint Monsieur le Medecin; er klopft, er perkutirt, faßt nach dem Puls und äußert, die Schultern zuckend: »malade de fatigues, kein Typhus!“

Unfähig die Gedanken zu konzentriren, lag ich im Bette und starrte zur Beruhigung der überreizten Nerven in den Kamin, wo Tag und Nacht ein Eichenkloben glimmte, der durch die Flämmchen zweier kleinen Scheite in Gluth gehalten wurde. Pflege und Ruhe vermögen viel; das merkt' ich, als nach einigen Tagen der Lebensmuth sich wieder einfand, ein Gehversuch gelang, und ich an hohen Stöcken in meiner Stube mich bewegen konnte. So ward mir auch erlaubt, zum Mittagsmahl persönlich bei der Gräfin zu er-

scheinen, und ich entsandte Tillack, um mir ein Paar Manschetten zu besorgen. Mit Etwas mußt' ich doch dem Luxus dieses Hauses Rechnung tragen. Für Cosmetiques war ohnehin gesorgt, da auf dem Tische ein Flacon mit duftendem Orangewasser sich befand, mit dem ich, schmunzelnd vor Behagen, reichlich das Haupthaar salbte.

Der Welt und ihrer Eleganz von Neuem zurückgegeben, ward ich von meinem Burschen die Treppe hinabgeführt und konnte meiner Gräfin verbindlich für die erwiesene Wohlthat danken.

Doch wehe! Als wir bei Tafel saßen, erschrak ich über ein Gefühl des Spannens auf dem Kopfe; es knisterte mitunter wie elektrisch, und ein Griff mit der Hand in's Haar bestätigte die Ahnung eines fürchterlichen Irrthums. Niemand soll sich mit fremden Wassern schmücken! Was ich im guten Glauben für Haartinktur gehalten, war tropfenweis in's Trinkwasser zu gießen: jetzt stand mein Haar krystallisirt zu Berge!

Mein Wunsch, dem Regimente nachzurücken, wurde vom Preußischen Lazaretharzt energisch widerlegt. Auf alle Fälle in die Heimath — so lautete sein Wahrspruch.

Vorher jedoch zur Probe eine Ausfahrt über die Quais und an die Kathedrale, deren verzerrtes Bild so unversöhnt vor meiner Seele schwebte.

Die Kirche war von Gefangenen leer; sie standen nicht mehr wie gefangene Thiere am Käfiggitter; kein bunter Zuave streckte die Hand nach Brot und Gaben durch dasselbe.

Die schwarzen Feuermale waren noch sichtbar; Brandflecke auf dem Mosaik des Bodens, der brenzliche Geruch noch nicht verschwunden, trotzdem die düstern Priester die Weihrauchfässer schwangen. Durch die Fenster des hohen Chores fiel das gebrochene Licht der bunten Scheiben auf vier bedeckte Leichenbahren. Die rothen Käppis lagen oben auf; von ordentlichen Särgen Nichts zu sehen, denn dieser gesuchteste Artikel im Kriege 1870 war längst verbraucht. Wahrlich, die Menschenleben waren dieses Jahr im Kours gesunken und die armen Todten mußten zufrieden sein, wenn man sie überhaupt noch einzeln behandelte! Ich setzte mich bewegt an einen Pfeiler, die Todtenmesse klang so düster und nur das Orgelspiel am Schluß der Feier erhob die Seele zu neuem Lebensmuth und rechter Dankbarkeit für alles an mir selbst Erlebte.

Kapitel XIII.

Im Sanitätszug.

Von Orléans ging's mit der Eisenbahn in einem offenen Pferdewagen nach Etampes. Mir war's, als sei mir jedes Glied geknickt; von Schlafen war nicht die Rede und dennoch litt ich nicht so große Schmerzen, wie jener bayerische Offizier, der mit dem amputirten Bein daneben stöhnte.

Der Leiterwagen nach Courbeil steigerte unsere Pein, daß wir die Zähne auf einander bissen und Abends spät wie ohnmächtig in's Lazareth geschoben wurden. Er in den Saal der Schwerblessirten und ich zum Typhus. Diese Nacht war greulich; einer starb neben mir; ein Fieberkranker phantasierte, ein anderer richtete sich auf und schalt, daß man ihn hungern lasse, während die Uebrigen vollauf zu essen hätten: kurzum, ich pries es als Erlösung, wie dann die neue Marterfahrt uns weiter führte. Zwei Engländer, Dessinateurs von illustrirten Blättern, zwängten

sich zwischen uns und so gelangten wir nach Lagny, wo die Etappenstraße nach der Heimath anfing.

Den Sanitätszug führten zwei Herren aus Berlin, die sich in treuester Weise diesem Dienst gewidmet hatten. Medizinal-Professor Hirsch und Julius Lohmeyer, welcher in seiner Pelzmütze und seinem großen Schnurrbart etwas Freundlich-Husarenmäßiges hatte. Er war zu jener Zeit noch unter den „Gelehrten des Kladderadatsch" und hatte vom Haus Bock in der Havannah Cigarren in Bereitschaft, die ihrem Namen als Liebescigarren in Wahrheit Ehre machten, indem bei ihnen nicht wie bei den früheren „der Liebe Müh umsonst" war. Die das empfanden, waren acht Offiziere in einem Eisenbahnwaggon, welcher zur Krankenstube hergerichtet war. Wie wohlthätig durchzog Karbolgeruch den Wagen und wie geborgen fühlten wir uns bei so viel guter, liebevoller Pflege. Unsere Matratzen hingen in Gummiringen und der Verkehr mit den in Bel-Etage Hängenden war deshalb höchst ergötzlich, weil man sich all' die Tage doch nicht sah und dennoch durch's Gespräch auf kameradschaftliche Weise kennen lernte.

Das erste Abenteuer bot unser Lazarethgehilfe, der etwa eine Stunde nach der Abfahrt als Epileptiker debutirte. Er war von der freiwilligen Krankenpflege und hatte seine eigene Krankheit bisher diskret verschwiegen. Mit einer Wasserflasche in der Hand begann er nun zu taumeln und weckte in uns parterre Gelegten die gerechte Angst, auf wen er fallen würde. Glücklicherweise stürzte er endlich

auf den Gang zwischen die Betten und lag im Wasser und den Scherben seiner Flasche. Wir schrieen wohl nach Kräften, doch das Geräusch des Zuges übertönte unsere Stimmen. Zufällig erschien bald Tillack, welcher ihn ablöste, doch seinerseits gar bald für neue Schrecken sorgte.

In Epernay kauften wir Sekt, und zwar von Händlern, die uns für vieles Geld verdorbene Weine in den Wagen brachten, so daß wir diesen Labetrunk entrüstet unseren Burschen überließen. Offenbar war deren Zunge nicht so verwöhnt wie unsere Gaumen, denn sie genossen schnell und gierig den schäumenden Champagner auf der Plattform des Wagens. Bald tönte Tillacks Ruf: „Feuer, die Achse brennt!“ Und richtig; er hatte zwischen den Rädern Funken gesehen, und setzte durch den Ruf Professor H. in nicht geringe Aufregung. Niemand von uns fast Unbeweglichen vermochte aufzustehen; die Angst war groß und der Professor zerschlug vergebens die Glaskapsel des Nothsignals, welche nur für die Friedensbestimmung des Wagens eingerichtet, den Sanitätszug nicht zum Stillstand brachte. Professor H. lief durch die Wagenreihe, bis es gelang, den Zugführer zu avisiren und nun ergab sich, daß Tillacks Funken harmlos aus der Friktion der Räder mit den Schienen entstanden waren; nur hatte seine weinberauschte Phantasie aus diesen Funken einen Achsenbrand gemacht.

Für Küche und Verpflegung sorgte eine Dame, die eines Tages voll Aufregung bei uns erschien, laut klagend, wie ihr Professor H. so eben eine Andeutung gemacht, daß sie

die Offiziere auf Kosten der Soldaten ein Bischen zu verwöhnen scheine. Das kränkte ihre Ehre gewaltig, denn sie rang den Kloß, den sie in Händen hatte, zum Himmel, laut betheuernd, daß Offiziere und Gemeine in ihrem Herzen und in ihrer Küche den gleichen Rang einnähmen. —

Die deutsche Grenze wurde mit lautem Jubel passirt. Die Begeisterung in Saarbrücken war herzerquickend und überall in Deutschland war man bemüht, durch Jubel und durch Spenden der mannichfachsten Art den heimwärtsfahrenden Soldaten den Dank für ihre Mühen auszudrücken.

Endlich Berlin! Gerade zum Weihnachtsfest ward uns die siegesfrohe Heimath wiederbescheert.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.

Inhaltsverzeichniß.

18
30
47
57
92
111